Geschichten aus aller Welt.

Von

Ludwig Köhler,

Verf. von: „Vom Frühling zum Herbst,“ „Jürgen Wullenweber,“ „Thomas Münzer,“ „Johannes Huß“ rc. rc.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1858.

Tasso,s Jugendliebe.

1.

Kennst Du das Land, wo die Citronen blüh'n?

Goethe.

Im kleinen, doch freundlichen Zimmerchen, das sich nach dem ersten dareingeworfenen Blick als die Wohnung eines Zöglings der Musen ankündigte, saß ein Jüngling, die großen himmelblauen Augen sinnend auf ein vor ihm aufgeschlagenes Buch gerichtet, aber augenscheinlich mit andern Gedanken beschäftigt, als dem Buche. Die Sonne blickte warm und freundlich durch das grüne Laub der Reben, die das Fenster beschatteten, auf den Jüngling, als wenn sie ihm schmeichelnd des Herzens süß Geheimniß entlocken wollte, und der balsamische Hauch des Zephirs umfächelte des Jünglings marmorgleiche, vom zartesten Roth überhauchte Wangen und spielte, gleich den Fingern einer Mädchenhand, in den weichen, blonden Locken. So

saß er lange unbeweglich, dann erhob er die Augen, wandte sich nach dem Fenster, wo der Wind mit den Weinblättern kos'te, schlug heftig das aufgeschlagene Buch zu, sprang von seinem Sessel und sprach halblaute Worte vor sich hin: „In den Staub mit euch, ihr Denkmale klügelnden Menschenwitzes! Soll ich die schöne Zeit meiner Jugend, den Lenz meines Lebens, den herrlich sonnigen Tag, wo Gott sein großes Gedicht aufgeschlagen hat und den Menschen blättern läßt in den Worten himmlischen Trostes, unendlicher Liebe und den Bildern, wie sie die kühnste Phantasie nicht zu erfinden wagen darf, mit den Sprüchen tödten, die ein müßiger und ungerechter Kaiser hat ersinnen lassen, um das Gesetz des Herzens mit dem todten Buchstaben zu tödten? Soll ich den Funken mit euch ersticken, der, dem funkelnden Rubin gleich, tief in meines Busens Schachte ruht und leuchtet? Nein! — Weh mir, daß ich nicht schon längst der innern Stimme folgte, die mich zu einem Lande ruft, wo ganz andere Blumen blühen, als eure vertrockneten Phrasen. Nein, ich will meinem Genius folgen, will den Rest meiner Jugend genießen, will des Lebens Reize einsaugen, wie die Biene den Honig, und will den Nektar der Poesie aus der Freude goldner Schale schlürfen! Ich will dieses lebendige Epos der Natur durchblättern und mich an der Poesie erfreuen, die ihm der große Verfasser eingehaucht!"

Darauf ergriff er ein anderes ihm nahe liegen-

des Buch, schlug es auf, legte es aber auch wieder hin, denn sein Herz war in zu großer Bewegung, und selbst Ariost's herrlicher Orlando konnte diesmal den Orkan seiner Seele nicht stillen. Er setzte sein dunkelbraunes, mit einer schwarzen schwankenden Feder geschmücktes Barett auf das gelockte Haupt, gürtete sich einen zierlichen Degen um, steckte den Orlando zu sich und verließ das Zimmer, um im Freien seiner Brust den Frieden wieder zu geben. — —

Eine herrliche Landschaft that sich vor ihm auf. Ein Blumengarten, von klaren Bächen durchschlungen, breitete sich das Gefilde vor ihm aus. So weit das Auge sah, eine grüne, von buntem Farbenschmelz durchbrochene und mit freundlichen malerischen Villen bestreute Fläche, im Hintergrunde von blauen Bergen begrenzt und dieses große, lebendige Gemälde von der Abendsonne goldnen Strahlen übergossen. Was er da empfand, schildert weder Ariost's Feder noch Raphael's Pinsel. Staunend stand er da, die Augen voll himmlischen Glanzes auf die Reize der Umgebung geheftet, denn so war sie ihm noch nicht erschienen. Die Brust ward ihm so weit, es war ihm so wohl, und doch fühlte er, daß ihm etwas fehle: die Gabe, was er sah, was er empfand auszusprechen und sich ein klares dauerndes Bild von der himmlischen Schönheit dieses Paradieses zu machen. Der ganze Zaubergarten der Poesie sproßte in seinem Busen, mit den köstlichen Blumen und Sträuchen, und darin flo-

gen die Kolibri's der Gedanken und die Paradiesvögel der Wonnen und gaukelten um alle die duftigen Blüthen. Das ist das Allerheiligste der Poesie, der Isistempel des Lebens und der Vesta Heiligthum mit dem reinen Feuer der Liebe und Religion.

Wer das Wesen der Romantik definiren will, dieses Gartens voll indischer Blumen, mit Springquellen, gaukelnden Libellen und tiefblauem Himmel, der gehe in den Tempel der Natur, in eine schöne Landschaft, und er wird das Unbegreifliche fühlen und eingeweiht werden in die Geheimnisse der Poesie. Wenn der Himmel die schön geschmückte Erde, seine liebliche Braut, mit den weichen Armen umfängt, sich an ihren wallenden Busen schmiegt und die Sonne, gleich dem Feuerkuß der ersten Liebe, auf die jungfräulichen Lippen drückt, das ist hehrste, heiligste Romantik.

Der Jüngling setzte sich unter den Schatten eines Olivenbaumes, zog den Orlando aus dem Busen und erging sich in den Zaubergärten von Ariost's glühender Poesie. Da schweifte sein Auge oft sinnend in die Ferne; ein Dichterbild schien sich in seinem Innern zu gestalten, aus des Busens Schacht durch die Wünschelruthe des fremden Genius emporgezogen. Er sprang auf und ging langsam weiter. Seine Augen glänzten, eine milde Röthe bedeckte seine Wangen. Es war die Stunde poetischer Empfängniß; ein Werk, das Jahrhunderte blühen sollte, trat allmälig klar und in bestimmten Umrissen aus dem Chaos der Gedan-

ken und Gefühle. Die Ideen, die in der Brust des Dichters schlummern, gleichen der Rose: die Blüthen schmiegen sich in der jungen Knospe aneinander, daß es fast unmöglich sein würde, sie zu entwirren; aber die schaffende Kraft bringt Ordnung und Leben in dies Labyrinth; sie bilden sich immer mehr und mehr zum bestimmten Dasein, bis sie sich zum schöngeordneten Ganzen, zur Rose entfalten.

Er war an ein Lorbeerwäldchen gekommen und folgte dem Rieseln eines klaren Baches, der das Wäldchen durchschnitt, als er einen erstickten Hülferuf vernahm und dem Schalle nacheilte.

Staunen und Zorn hemmten seine Schritte. Zwei Männer rangen mit einem Mädchen, das, schon ermattet, der Verzweiflung letzten Kampf zu kämpfen schien. Der Schleier war ihr entfallen und das reiche, glänzend schwarze Haar rollte über den marmorweißen Nacken und den ängstlich wogenden Busen, der aus dem leichten seidnen Gewande hervorquoll wie zwei lilienweiße Paradiesfrüchte. Die Angst hatte ihre Wangen mit Rubinengluth gefärbt, aber die Lippen zitterten bleich und die dunklen Augensterne strahlten zürnend unter den Bogen der Braueu und dem seidenen Gewölke der Wimpern.

Der Jüngling zog den Degen und stürzte auf die beiden Männer, die betroffen das Mädchen losließen und sich dem Angreifenden entgegenstellten.

„Halt nur unsre Beute fest, Fabio," rief der Eine, „ich werde mit dem Milchbart wohl allein fertig!"

Aber schon färbte des Prahlers Blut des Jünglings Degen. Als Fabio sah, daß sein Gefährte unterlag, zog er diesen mit sich hinfort, indem er sprach: „Komm, Kamrad, unser Leben ist mir lieber, als des Sier lumpige Ducati!"

Sie verschwanden im Gebüsch und die Gerettete sank zu den Füßen ihres heldenmüthigen Befreiers. Er berührte ihre Hand, um die geknickte Blume emporzurichten, und ein süßer Wonneschauer durchbebte alle seine Glieder. Sprachlos stand er da und badete sich in dem Himmel dieser Augen, die der Abglanz der reinsten Seele schienen, und saugte den wonnigen Liebestod aus den engelgleichen Zügen. Das Mädchen senkte züchtig die seidnen Wimpern, sie mochte ahnen, was die Seele ihres Befreiers bewegte.

„Wie soll ich Euch danken, Signor," begann sie mit glockenreiner Stimme; „was wäre ohne Euch aus mir geworden?"

„Dankt dem Schicksal, Madonna, das mir das Glück zu Theil werden ließ, Euch zu sehen und die Reize zu bewundern, mit denen der gütige Himmel Euch so reich beschenkte," antwortete er.

„Mein Vater ist reich und mächtig," lispelte sie weiter, „er wird nichts sparen, dem Retter seines Kindes würdig zu lohnen."

„Signora!“ wollte der Jüngling zürnen, aber er schaute in das unschuldig zu ihm aufblickende Augenpaar, und sein beleidigter Stolz fühlte sich entwaffnet.

„Ich habe Euch nicht beleidigen wollen, vergebt mir!“ flüsterte die Jungfrau verwirrt.

Sie mochte fühlen, daß er mehr begehre, als eitles Gold, Protektion und Lob, daß er sein Theuerstes, sein hoffnungsgrünes Leben gegen ihr Herz und ihre Liebe eingesetzt habe, und der ersten Neigung Götterstrahl dämmerte in ihrer Seele auf.

„Nur Eine Bitte,“ drängte er, „wie heißt der der Name, der hinfort mit goldner Schrift in meinem Herzen strahlen soll?“

„Ich heiße Rosaura, Tochter des Grafen Peretti,“ antwortete das Mädchen erröthend.

„Rosaura! o wie wonnig klingt der Name!“ schwärmte der Jüngling. „Ja, die Luft, die Du athmest, die Dich umschmeichelt, sie ist würzig wie Rosen.“

Sie blickte verwirrt zur Erde. „Und wie nenne ich Euch?“ fragte sie zögernd.

„Nennt mich Torquato,“ antwortete er, „meines Vaters Name ist Tasso.“

„Ihr seid Tasso, der Sonettendichter, der mit seinen Liedern jedes Herz erfreut?“ staunte Rosaura fast ungläubig.

„Aus Eurem Munde dies zu hören, ist mehr, als meine kühnste Hoffnung erwarten durfte,“ versetzte Tasso,

„und wenn ich solches Lob auch nicht verdiene, so bin ich doch nicht bescheiden genug, als daß es mich nicht mit der höchsten Freude erfüllte und mein Streben zum Erringen des Preises befeuerte. Ihr habt mich stolz auf mich selbst gemacht. Wird einst mein Name mit Achtung genannt und krönt Ruhm mein redliches Wollen, dann denkt, daß Ihr mich stark gemacht zum kühnen Verfolgen meiner Bahn."

Wer vermöchte die Sprache der Liebe wiederzugeben, wer die Gluthströme aus des Liebenden Munde in Worte zu fassen? Nur die Nachtigall, die sie belauscht, vermag sie auszusprechen. Darum ist Philomele die Sängerin der Liebe, und ihre Melodieen dringen zum Herzen.

Lange sprach noch das schöne Paar zu einander, und Rosaura erzählte, wie sie das Unglück betroffen. Nur von einer Dienerin begleitet, pflegte sie oft nach dem Wäldchen zu gehen, um die milde Frühlingsluft zu genießen; so auch heute. Da waren plötzlich die beiden Räuber durch das Gebüsch gebrochen, und angstvoll aufschreiend war die Dienerin entflohen.

Bewaffnete Diener des gräflichen Hauses nahten von allen Seiten und waren sehr erfreut, die Herrin unverletzt wiederzufinden.

Tasso ging neben der Sänfte her, in welcher die Jungfrau nach der Stadt zurückgebracht wurde. Als sie ausstieg, dankte sie ihm nochmals für ihre Rettung und bat ihn, den Dank ihres Vaters sich selbst

zu holen. Tasso ergriff ihre Hand, beugte sein Haupt darüber, daß seine Locken auf beiden Seiten niederwallten, und drückte einen innig heißen Kuß darauf. „Lebewohl!“ war Alles, was er sagen konnte, und schon schloß sich das Thor hinter seinem Glücke.

„So engelgleich schwebte schon lange Dein holdes Bild vor meiner Seele, in zarten Farben, flüchtig wie ~~wie~~ das purpurne Wölkchen, das am Morgen am Munde der Sonne saugt, duftig, wie der Rose Hauch. Aber ich wußte die himmlische Gestalt nicht zu fassen, sie entfloh meiner kecken Hand, bis sie ein freundlicher Gott mir verkörpert sendet, voll unendlicher Anmuth und Liebe — Dich, meine Rosaura!“

So sprach er zu sich selbst, und flog mehr als er ging seiner Wohnung zu. Jetzt erst hatte sein im Geist entworfenes Dichtergebilde Duft und Farbe erhalten.

2.

Die Lieb' ist ja die Seele des Gebets,
Wer nie geliebt hat, der hat nie gebetet.

Braun.

Torquato Tasso, am 15. März 1544 zu Bergamo geboren, stammte aus einem edlen Geschlechte dieser Stadt. Sein Vater, Bernardo Tasso, war als Dichter nicht unrühmlich bekannt und stand in großer Gunst bei dem Fürsten von Salerno, Ferrante San=

severino, als dessen Geheimschreiber; seine Mutter, Porzia di Rossi, war eine freundliche und gebildete Frau und übte großen und wohlthätigen Einfluß auf die geistige Ausbildung des Knaben. Ein mystischer Kranz schmückt des großen Dichters Haupt; im vierten Jahre soll er schon vollkommen Latein und ziemlich geläufig Griechisch gesprochen und im siebenten öffentliche Reden in Prosa und Versen, eigener Konception, gehalten haben. Bernardo Tasso, in die Händel seines unglücklichen Herrn verwickelt, theilte sein Schicksal und wurde nebst dem neunjährigen Torquato zum Tode verurtheilt, vor welchem ihn nur die schleunigste Flucht retten konnte. Torquato blieb in Rom, wo er unter der Leitung des Maurizio Cataneo, eines Bergamischen Edlen, von unbescholtenem Lebenswandel und frommem Sinne, seine Studien fortsetzte. Bernardo kehrte indeß aus Frankreich, wohin er geflohen, zurück und begab sich an den Hof des Herzogs Wilhelm Gonzaga von Mantua, wo er ehrenvoll empfangen und mit Wohlthaten überhäuft wurde. Ein großer Verlust traf den Knaben: er verlor seine Mutter. Ohne Zweifel trug dies und das auch ihn betroffene Schicksal des Vaters viel dazu bei, dem kindlichen Geiste eine gewisse männliche Ernsthaftigkeit zu verleihen, die ihn nie verließ. In seinem zwölften Lebensjahre hatte er die niedern Studien, als da sind Latein, Griechisch, Rhetorik, Poesie, Dialektik &c., vollendet und bezog nun, nach dem Willen seines

Vaters, mit dem Prinzen Scipio Gonzaga, nachmaligen Kardinal, die hohe Schule zu Padua, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Hier that er sich durch unermüdlichen Fleiß hervor, so daß er im siebzehnten Jahre schon einen Grad in der Theologie und Philosophie erlangte. Bei diesen ernsten Studien verließ ihn aber keineswegs die freundlichgesinnnte Muse; manches schöne Gedicht ging in die Welt und verbreitete den Ruf des jungen Autors, auf dem mancher Blick hoffnungsvoll oder beneidend ruhte. Mit zunehmendem Alter ward ihm indeß seine Berufswissenschaft stets verhaßter, und wie endlich sein Genius sich gewaltsam Bahn brach, davon sind wir im Eingange dieser Erzählung Zeugen gewesen.

Die Liebe gleicht dem ersten Frühlingstage. Noch liegt die Erde in stiller Ruhe, vom Schleier des Winters bedeckt. Da öffnet der Himmel seine Pforten, die Sonne spendet ihr erwärmendes Licht, und wie der Hauch Gottes, wie ein der Erde zugerufenes Auferstehe, schwebt der Frühling über die Fluren, und die Kräfte der Erde regen sich in den geheimsten Tiefen und erwachen zu neuer Thätigkeit. Grüne Hälmchen sprossen auf, und aus ihnen dringen Blüthen, weiße Glöckchen, als wollten sie den Frühling einläuten; die kahlen Bäume füllen sich mit Knospen, aus denen lustig die grünen Blätter quellen, und die Lerche schwingt sich jubilirend in den blauen, reinen Aether. —

So schmilzt auch der Sonnenblick aus den Augen der Jungfrau die Rinde um des Mannes Herz und niegekannte Gefühle jubeln in der Brust, schmetternden Lerchen gleich. Die Liebe ist der Gnadenbrief Gottes, dem Menschengeschlechte am Schöpfungstage gegeben, geschrieben auf das bunte Pergament der blühenden Natur, bedeckt von der blauen Kapsel des Himmels und besiegelt mit der majestätischen Sonne. —

Torquato fühlte die ganze Gluth der Leidenschaft, mit ihren Wonnen und Schmerzen, ihrer Lust und ihrem Leid. Das Herz, das vor zwei Tagen noch gleichgültig beim Anblick der Schönen Padua's geschlagen, pochte jetzt so stürmisch, als wollte es den engen Raum zersprengen. Die Liebe macht unthätig, der Liebende gefällt sich im dolce far niente zu träumen und nur dem Monde und den Sternen sein Leid zu klagen: nicht so beim Dichter. Die Liebe spornt ihn zur Thätigkeit; er muß die Gefühle seines Busens ausströmen in Worte und klangvolle Rhythmen, muß ihnen Form geben und Leben. So auch Tasso. Die Seele voll Liebe und glühender Begeisterung, entwarf er schnell den Plan zu seinem Werke, dessen Idee der Orlando furioso in ihm hervorgerufen, und bildete in Gedanken, wie ein kluger Baumeister, die Konturen zu lebendigen, blühenden Gemälden, nicht eher ruhend, bis das Ganze klar und plastisch vor ihm lag. Dann prüfte er nochmals den Universal-

eindruck und gab sich darauf einer süßen Behaglichkeit hin, und die Phantasie entrollte vor ihm die kühnsten und lieblichsten Bilder von Ruhm und Liebesglück.

Aus seinen Träumen ward er von einem jungen Manne, der eben in das Gemach des Dichters trat, gestört. Es war Scipio Gonzaga, ein Jüngling in Tasso's Alter und dessen vertrauter Freund.

„So sinnend?" fragte der Eintretende und legte die Hand auf des Freundes Schulter. „Zehn gegen Eins, ich weiß, was Dir fehlt. Lächle nur nicht ungläubig, ich habe meine Psychologie so gut studirt, als irgend Einer, und damit ich das Kind gleich beim rechten Namen nenne, so sage ich Dir: der blinde Götterknabe hat seinen Bogen auf Dein Herz gespannt und die Achillesferse getroffen. Nicht war, ich bin Menschenkenner? Nun, nun, wir sind Alle Menschen! Aber die Schöne sollst Du mir zeigen, die Dirs angethan."

„Du scherzest grausam, Prinz!" antwortete Tasso und bot ihm einen Sessel.

„Es war kein Scherz, mein Theurer! gewichtiger Ernst; aber mit Deinem Sessel bleibe mir vom Leibe. Hinaus wollen wir in das Reich der freien Natur. Da sind wir fröhlich, wie die Vögel unterm Himmel. O draußen ist es schöner wie unter den Büchern! Das mußt Du wissen, denn ihr Poeten schwärmt ja

gern in höhern Sphären, wohin euch das profane Auge des Laien anbetend und bewundernd folgt!"

„Du bist eine unruhige Seele und wirst schwerlich dazu taugen, Messe zu lesen und den Weihwedel zu schwingen."

„Das gibt sich mit den Jahren. Weiß ich doch selbst noch nicht, was das Schicksal aus mir machen wird. Jetzt bin ich jung und lebensfroh; so will ich mich des kurzen Glücks denn freuen und den Becher der Freude bis auf den Boden leeren. Drum schnell aus Deiner Klause hinaus, wo der Himmel unsre Decke und die fernen Berge unsre Wände."

So plauderte der lebensfrohe Jüngling fort, und Arm in Arm durchschlenderten die Freunde die Straßen. Der ewig blaue Himmel Italiens wölbte sich wie ein unendlicher Saphir über der volkreichen Stadt, und die mit farbenreichen Blumen geschmückten Balkone hauchten süße Wohlgerüche. Plötzlich blieb Tasso wie angefesselt stehen, einer klaren Mädchenstimme horchend, die aus dem grünen, duftigen Lorbeergebüsch drang, welches, von hohem Eisengitter umschlossen, an einen prächtigen Palast grenzte. Immer mehr hingerissen ward der Jüngling von dem zauberischen Gesang, immer schwärmerischer glänzten seine Augen, war es ja doch ein Lied, das er selbst gedichtet, und ist es nicht des Dichters schönster Triumph, seine Gefühle aus einem rosigen Mädchenmunde zu hören?

Scipio schaute lächelnd auf den Freund. „Ich will

zehn Jahre länger im Fegefeuer schmoren, als der größte Verbrecher Padua's," sprach er „wenn ich nicht Deine Schöne kenne! Aber Du wirst mit manchem Nebenbuhler zu kämpfen haben, denn die Gräfin Rosaura ist schön und reich, also von Freiern umschwärmt."

„Scipio, Freund, Prinz!" sagte Torquato, ihn leidenschaftlich mit sich fortziehend. „Schaffe mir Zutritt in dies Haus und ich will Dir's ewig danken!"

„Das ließe sich wohl thun," antwortete Scipio. „Aber das Uebel sitzt tiefer, als ich glaubte. Freund, wenn Du mit Deinem treuen Herzen nur nicht scheiterst! Bedenke, der Graf Peretti und Torquato Tasso!"

„Ha, geht es da hinaus?" rief Torquato, und eine dunkle Gluth brannte auf seinen Wangen. „Ist mein Geschlecht nicht so alt, als das seinige? Glaubst Du, ich dünke mich schlechter, als er? Ich schaue ihm keck in die Augen und erröthe nicht! O ihr mit Euren Vorurtheilen, Eurem Ahnenstolze! Rollt und glüht nicht in jeder Menschenbrust der heilige Lebenssaft, das Werk Gottes, und bedarf es noch der Ahnen, um ihn edel zu machen? Beim wahrhaftigen Gott, der Mann mit edlem Bewußtsein, mit einem Herzen voll Liebe und Treue, von hohem Sinne und freiem Muthe kann stolz vor den treten, der kein Verdienst hat, als seinen Stammbaum, und sprechen: werde wie ich und ich will Dich achten!"

„Du kannst eher die Welt aus ihren Angeln

rütteln, als Vorurtheile, die Jahrhunderte sanktionirten, besiegen.“

„Ihr seid ein Prinz, Scipio! — O geht nur Ihr seid Alle falsch!“

„Ich verzeihe Dir,“ antwortete Scipio auf diese bittern Worte, „und wünsche Dir das beste Glück. Was ich thun kann, soll geschehen. Die Hauptsache überlasse ich, wie billig, Deiner Klugheit und Liebenswürdigkeit.“

Sie hatten während dieses Gesprächs das Freie erreicht und schritten nun unter blühenden Orangenbäumen dem nahen Ufer des Flusses zu, um die Glieder in den kühlen, blauen Fluthen zu erfrischen. Ein freundlicher Garten mit einem netten Häuschen, auf dessen Terrasse die schönsten Blumen dufteten, lag an ihrem Wege und ein seelenvolles Lautenspiel bewog die Jünglinge, durch den offenen Eingang in die lieblichen Räume zu treten. Bald standen sie der Fronte des Pavillons gegenüber, und das entzückendste Gemälde, würdig eines Raphael und Correggio, bot sich ihnen dar. Ein silberhaariger Greis mit freundlichen, ruhigen Zügen saß auf einer Steinbank und flocht aus Weiden und Binsen Körbchen. Neben ihm saß die Tochter, ein liebliches Kind voll unendlicher Anmuth, die Laute im blendenden Arm, die zarten Finger durch die Saiten gleitend, und das tiefblaue Auge unschuldig fromm zum blauen Himmel erhoben, als wollte ihre Seele auf den schmelzenden Tonwel-

len nach den Sphären des ewigen Friedens getragen werden. Das einfache, geschmackvolle Gewand verhüllte züchtig den knospenden Busen, und auf die marmornen Schultern wallte das goldene Gelock — eine seltene Schönheit in Italien. Die Freunde traten vor und entschuldigten sich wegen ihrer Kühnheit, die Ruhe dieses Elysiums zu stören; sie seien von dem wunderherrlichen Spiel verlockt worden, den Meister kennen zu lernen, der so gewaltig im Reich der Töne sei. Das Mädchen erröthete, legte die Laute nieder und flog wie ein Reh davon und brachte bald darauf ein Körbchen voll duftender Früchte und eine Schaale wohlschmeckender Milch, die sie den Gästen mit reizender Liebenswürdigkeit kredenzte.

„Nehmt vorlieb, Signori, mit dem was wir Euch bieten können," nahm der Alte das Wort. „Es ist nicht viel, aber es läßt sich glücklich dabei leben, wenn man zufrieden ist und ein gutes Gewissen in der Brust hegt."

„Ich wünschte, mein ganzes Leben in solch heiterer Ruhe hinzubringen," antwortete Scipio. „An der Seite eines Engels muß dieser Garten ein Paradies sein."

„Der Greis, dessen Scheitel das Alter bleichte, bedarf nicht viel; anders die Jugend. Ihr würdet Euch nicht heimisch hier fühlen können und Euch bald hinaus sehnen in das Treiben der Welt. Ich selbst vielleicht fände den Frieden nicht hier, wenn nicht

mein Töchterchen meine Einsamkeit theilte, mit liebender Hand mich pflegte und mein Herz in Ruhe wiegte.“

Das Mädchen begoß während dessen die zu beiden Seiten der Thüre befindlichen Blumenbeete und bückte sich so tief als möglich, um ihr glühendes Gesichtchen zu verbergen.

„Ich glaube in der That nicht, daß man hier nach dem Gewühle der Welt verlangen kann;“ bemerkte Tasso. „So denke ich mir den Aufenthalt der Seligen, wo der Krieger von seinen Kämpfen, der Leidende von seinen Qualen ruhet und den Kranz des Sieges und Friedens empfängt.“

Eine Thräne glänzte bei diesen Worten in den Wimpern des Alten. „Dann muß ich mich glücklich schätzen, ein solches Asyl schon hier gefunden zu haben. Ja, edle Herren, das launenhafte Schicksal hat ein gefährlich Spiel mit mir getrieben und mich durch mancherlei Trübsal geführt. Gar mancher Sturm hat sich auf mein graues Haupt entladen. Diese Hand führte einst das Schwert und ein Wamms von Stahl umhüllte diese Brust. Was soll ich mein Schicksal verbergen? Ich war einst reich und mächtig im Lande meiner Väter, jenseits der Alpen, aber der Krieg verschlang, was ich an irdischen Gütern besaß, und trieb mich nach Süden, wo ich mir ein braves, liebes Weib nahm und vergangener Zeiten nicht mehr dachte. Ein Töchterchen, meine liebe Lucie,

das die freundlichen Züge der Mutter trägt, vermehrte mein Glück, bis mich das Schicksal abermals seine Tücke fühlen ließ und mir die angebetete Gattin raubte. Auch diese Wunde vernarbte, wie jede andere, und jetzt schlägt nur noch zuweilen eine wehmüthige Erinnerung einen Schleier um mich."

„Ihr seid im Port der Ruhe, Signor," sprach Tasso, „und ich beneide Euch darum. — Dürfte ich bitten, Madonna," wandte er sich zu Lucie, „uns noch einmal in den Zauber Eurer Töne zu wiegen? Es ist zu schön, im Elysium sein und der Engel Musik hören."

„Nimm immerhin Deine Laute wieder zur Hand," sagte der Greis auf einen fragenden Blick der Tochter. „Die Herren haben Nachsicht mit Deinem schwachen Talent; liebt ja Gott auch das Zwitschern der jungen Vögel."

In den sanftesten Akkorden klangen die Saiten. Die rührendsten Molltöne verschmolzen zu einem lieblichen Adagio; bald aber rauschten die Saiten, wie von einem höheren Geiste beflügelt, und in anmuthigen Schwingungen durchzitterten die Tonwellen die Luft. Die junge Künstlerin schaute wieder begeistert und fromm nach oben, und Bewunderung hielt die Zuhörer befangen, als sie mit kühnem Schwung ihr Spiel endete.

Das Auge schüchtern gesenkt nahm sie die Lobpreisungen der Jünglinge entgegen, die darauf mit

herzlichem Dank und der Bitte um Erlaubniß der Wiederkehr von dem biedern Greise und dem lieblichen Mädchen schieden; aber Scipio, der lebensfrohe Jüngling, war wortkarg geworden, denn der Liebesgott in Lucien's blauen Augen ließ sich nicht ungestraft bewundern.

3.

Höre, Du mußt mir die Dirne schaffen.
Goethe, Faust.

Vor der Façade seiner geschmackvoll eingerichteten Villa ging der Marchese Fureno mit verschlungenen Armen auf und nieder. Auf der hohen, von dunkelbraunen buschigen Haar umschatteten Stirn prangte eine bluthrothe Narbe, die quer nach dem rechten Augenwinkel zulief und den markirten Zügen einen kriegerischen Anstrich verlieh. Um den bärtigen Mund spielte ein Zug finstern Hohns und das Sprühen der lauernden Augen machte einen diabolischen Eindruck. Der Marchese war noch nicht lange in Padua; erst vor Kurzen hatte er diese hübsche Villa gekauft und so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Niemand wußte, woher er kam, wer er war, ob wirklich Italiener, ob Ausländer. Er hatte nur wenig Umgang mit den Nobilis der Stadt, und ein gewisses, geheimnißvolles Dunkel schwebte um seine Person. So trug man sich mit den sonderbarsten

Gerüchten. Er sollte unermeßlich reich sein, in einer fernen Gegend eine Goldgrube besitzen. Einige machten ihn zu einem vertriebenen Fürsten, andere zu einem Schatzgräber und Nekromanten, noch andere wollten wissen, er habe den Stein der Weisen gefunden und besitze das Geheimniß, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, Alle aber kamen darin überein, daß es mit seinem Christenthume nicht wohlstehe, daß er ein Ketzer, oder gar ein Jude sei. Die Klügsten schüttelten schweigend die Köpfe und wußten nicht, was sie sagen sollten. Fureno wußte um diese Gerüchte, aber er lächelte darüber und that nichts, das Dunkel aufzuklären. —

„Wo sie nur bleiben, die Bursche," murmelte er vor sich hin. „Bei meinem Schutzpatron, nie ist mir die träge Zeit so langsam hingeschlichen, als eben jetzt. — Das Mädchen ist schön wie ein Engel, keine Madonna hat ein schöneres Auge, das Gefieder des Raben ist nicht so glänzend als ihr Haar, und der Marmor von Carrara, die Blüthe der Citrone nicht so weiß als ihr Busen. Mein muß sie werden, und sollte ich für eine Stunde Seligkeit in ihren Armen auf den Knieen nach Loretto pilgern." —

Er ging heftiger auf und ab, da rauschte es in den Zweigen und die beiden Männer, die wir in dem Lorbeerwäldchen kennen lernten, standen vor ihm. Fureno runzelte die Stirne.

„Ihr kommt allein?" frug er wild.

„Ja, Signor“ — antwortete stockend der Eine.

„Es war nicht möglich,“ fiel der Andre ein.

„Das wohl, aber —“

„Nun? Bei Gottes Donnern! Was konnte denn Euch abhalten?“

„Was hilft es, es muß einmal heraus. Unsere Sachen standen gut. Wir hatten das Täubchen fast im Käfig, und es läge jetzt in Euren Armen, wenn nicht der Schwarze einen Milchbart hergeführt hätte, der bei ihm selbst in die Schule gegangen sein muß.“

„Gottes Blut! Hattet Ihr keine Dolche, oder ist Euer Muth in Venedig geblieben, daß Ihr beim Anblick eines Schulbuben zittert?“

„Bei San Marco, nein! Er focht wie ein Satan, Nicolo kann davon erzählen!“

„Ihr seid feige Schurken!“ donnerte der Marchese. „Ihr habt nicht vor den Bleidächern gezittert, und hättet den Dogen mitten in der Signoria erdolcht, und bebt jetzt vor der Klinge eines Knaben? Schmach über Euch!“

„Wir sind nicht mehr in Venedig,“ antwortete Fabio dreist. „Als ich noch auf den Lagunen fuhr, da fürchtete ich weder den Rachen des Löwen von San Marco, noch den Teufel selbst. Seit ich aber festes Land unter den Füßen habe, bin ich wie umgewandelt. Es ist auch leichter in Venedig zehn Nobili in die Hölle spediren, als in Padua einem Kinde das Lebenslicht auslöschen!“

„Ihr seid Memmen! Die Gelegenheit, die das Glück Euch bot, habt Ihr verscherzt, mich um ein geliebtes Mädchen und Euch um königlichen Lohn gebracht.“

„Es ist noch nicht aller Tage Abend, Excellenza; es ist noch nichts verloren, verlaßt Euch auf uns!“

„Thoren Ihr, Ihr wißt nicht, wie viel Ihr versäumtet! Das sage ich Euch, Ihr schafft Rosaura, oder ich Euch den Galgen!“

Er ging zürnend davon.

„Er droht uns? sollen wir das leiden?“ frug Nicolo.

„Eins um's Andre,“ war die Antwort des Gefährten. „Erst den Preis für das Mädchen und dann —“ eine unzweideutige Geberde ergänzte seine Rede. Nicolo lachte, und die beiden Schelme gingen, sich für die ausgestandene Trübsal zu stärken und über neuen Plänen zu brüten. —

4.

Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht.

Goethe.

Der dunkelblaue sammtne Abendhimmel wölbte sich wie ein golddurchwirkter Baldachin über dem Häusermeer Padua's und des Mondes Silberhorn goß

ein bleiches Licht über die Mauern, Fenster und Terrassen der Paläste, die Kuppeln und Thürme der Kirchen. Auf den Straßen, Balkonen und Terrassen war es noch lebendig, manch' holde Mädchenstimme sang ein Liebeslied zur Laute und sah, hinter Blumen halb versteckt, schelmisch nieder auf die Straßen, wenn ein schmucker Jüngling vorbeiging und seine Augen die schönste Blume seines Herzens suchten. Dann überschüttete ihn wohl eine liebe Hand mit einem Blumenregen, oder warf ihn neckend mit Konfetti und ließ ihm ein liebenswürdiges Gelächter nachhallen. Im dichten Myrthen- und Lorbeergebüsch ließ sich dazwischen wohl eine Nachtigall hören und wetteiferte mit den schmachtendsten Schönen in diesem Lande der Liebe, in Liebesklagen und Mondseufzern.

Auf einem Balkon des Palastes Peretti saßen zwischen farbenreichen, duftenden Blumen zwei weibliche Wesen. Ein Orangenbaum streckte sein Haupt bis an die Ballustrade des Balkons und umwand ihn mit einem natürlichen Blätterkranze. Dunkelblaue Sammtgewänder schmiegten sich an die vollen Glieder der beiden Frauengestalten und ließen die Schönheit verborgener Reize ahnen. Rosaura, Gräfin Peretti, das herrliche Mädchen, dessen fast überirdische Schönheit das Herz Tasso's bezwungen, war die Eine der Jungfrauen, die Andere nicht minder schön, aber ohne den Zauber des schwärmerischen, seelenvollen Auges, des lieblichen und doch majestätischen Zuges

um den Rosenmund, den der Maler so gerne seinen Madonnen verleiht, war eine Verwandte Rosaura's und seit der frühesten Jugend ihre Gespielin, Arabella, die schon als dreijähriges Kind Vater und Mutter verlor und im Hause des Grafen erzogen wurde.

„Wir wohnen hier entsetzlich einsam," sagte Rosaura zur Freundin. „Sieh dort das bunte, lustige Gewimmel auf der Piaza grande, hier ist Alles todt, kaum, daß ein Fußgänger trällernd seines Weges zieht."

„Ein ganz neuer Einfall!" lachte Arabella. „Nie hast Du noch über Einsamkeit geklagt und hast es wahrlich auch nicht nöthig. Ist auch das Treiben unter uns nicht so geräuschvoll als auf der Piaza grande, so bietet sich uns mancher interessante Anblick, und wolltest Du nur die Sterne Deiner Augen dort hinüber wenden, so würdest Du Jemand entdecken, der mehr im Sinne hat, als Astrologie zu studiren und den Nachtigallen zuzuhören. Wie vorsichtig er den Menschengruppen ausweicht und die Augen sehnsüchtig umherschweifen läßt, wahrscheinlich nach dem Fenster seiner Herrin, denn irre ich nicht, so trägt er eine Laute und wir haben wohl gar noch eine Serenade zu hören."

Rosaura fühlte sich bei der Schwester Scherz von einer Ahnung magisch berührt, ihr Auge erkannte mitten durch die Nacht den Geliebten. Habt ihr die Mähr vom Auge der Liebe noch nicht gehört? Es

ist ein hellsehendes Auge, sein Glanz dringt durch die Nacht, durch Mauern und Berge. Habt ihr nicht euer Herzpochen gefühlt, und bald darauf erschien ein geliebtes Wesen? Es war das Auge der Liebe, es hatte im Verborgenen gesehn. Diese Wünschelruthe hatte einen Schatz euch offenbart, den ihr lösen solltet durch die Magie der Liebe.

„Sieh nur," fuhr Arabella fort, „sieh nur, er kommt näher, wahrhaftig er hat uns ein Ständchen zugedacht. Das ist lustig! Welche von uns ist nun die Beglückte?"

Ein Strahl der Mondsichel fiel auf das Antlitz des nächtlichen Troubadours, so daß die Mädchen seine Züge deutlich erkennen konnten.

„Es ist ein schöner, junger Mann," begann Bella wieder, „und ich möchte ihn schon zum Cavaliere haben. Aber bei der heiligen Jungfrau, warum sprichst Du nicht mehr?"

Rosaura faßte die Hand der Freundin, sah ihr fest in's Auge und sprach: „Du liebst mich, Bella? Stets waren wir ein Herz und eine Seele. So wisse denn — still, er singt!"

Bella verstand den Händedruck der Freundin. Sie liebte sie zu sehr, als daß sie nicht hätte mit ihr fühlen sollen, was ihre Brust bewegte. Tasso sang mit sonorer Stimme ein glühendes Liebeslied, und die flammenden Worte stiegen empor und legten sich schmeichelnd an der liebenden Jungfrau Herz. Der

Sänger forderte ein Liebespfand, und Rosaura, von Liebe berauscht, brach mit zitternder Hand eine Rose, warf sie hinab vom Balkon und zog sich rasch in ihr Zimmer zurück, vor sich selber erglühend in holder Scham. Die Freundin ließ sie allein. —

Die Lampe warf einen verklärenden Schein auf die herrliche, blühende Gestalt des schönen Mädchens, die gleich einer Göttin dastand, die eine Hand sinnend an die klare Stirne gelegt, im Auge das schwärmerische Feuer der ersten Liebe. Dann zog sie den goldenen Pfeil aus dem ambraduftenden Haar, und die schwarzen Schlangenlocken wallten entfesselt nieder über den marmornen Nacken; hierauf lös'te sie den seidenen Gürtel und die goldenen Armspangen, das dunkle Sammtgewand fiel zu ihren Füßen, und das weiße, blendende Nachtkleid verlieh der Jungfrau einen neuen Reiz. Sie erröthete und lächelte in züchtiger Mädchenhaftigkeit, als ihr Auge über den Krystallspiegel glitt, darinnen der Widerschein ihrer Schönheit strahlte. Noch einmal betete sie zur Madonna, dann streckte sie sich auf das weiche Lager und drückte das Haupt in die seidnen, schwellenden Kissen. Sie schloß die Augen und erging sich wachend im Feenreiche der Träume. „Tasso!" lispelte sie, und lächelnd sank sie dem Schlummergott in die Arme. —

Tasso hatte entzückt die Rose, das Geschenk der Geliebten, empfangen. Er wollte der Herrin seinen

Dank stammeln, aber er sah den Balkon schon verlassen. So stand er eine Weile und schaute sinnend nach dem Fenster, das die Holde barg. Zwei Schatten sah er sich bewegen, dann entfernte sich der Eine, und auch der Andre verschwand. Die Straßen wurden einsam, Alles begab sich zur Ruhe nah und fern: da kletterte Tasso, rasch entschlossen, behende am Orangenbaum empor, schwang sich über das Geländе auf den Balkon, ein Druck an die Thüre und er befand sich in Rosauren's freundlichem Gemache. Seine Augen suchten sie und ruhten bald auf dem lilienweißen Lager, worauf sie einer Venus gleich hingegossen war. Die linke Hand ruhte unterm schönen Haupte und die entfesselten Locken wallten über die rechte Schulter nieder auf ihre wogende Brust. Der rechte Arm mit der kleinen Segen und Glück spendenden Hand ruhte auf der seidnen Decke, die verrätherisch der Glieder vollendete Formen dem trunkenen Auge Preis gab. Tasso kniete neben dem üppigschönen Mädchen und konnte sich nicht satt sehen an den süßen Reizen. Er wollte die Jungfrau an seine hochklopfende Brust drücken und mit lodernden Küssen bedecken, aber er wagte nicht, den Schlaf der Unschuld zu stören. Verzehrende Gluth brannte in seinen Adern, auf seiner Stirn loderte wildes Feuer, da neigte er sich über das holdselige Antlitz, hauchte einen Kuß auf die rosigen Lippen und die schneeigen Augenlider, zog einen Ring von seinem Finger, schob ihn an den ihri-

gen und floh in geflügelter Hast aus der zauberischen, aber verführerischen Nähe. Rosaura lächelte im Schlummer, ein neckender Traum mochte ihr die Wirklichkeit vorspiegeln.

5.

Verbündet mit den furchtbar'n Wesen,
Die still des Lebens Faden dreh'n,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?

Schiller.

Kennst Du, lieber Leser, das süße Wort „Erinnerung?" O es ist ein köstliches Wort für den Glücklichen, und selbst dem Unglücklichen bietet es freundlichen Trost: es ist eine schöne Maid mit goldnen Haaren, blauen Augen und Wangen von lichten Rosen überhaucht, ihr weißer Schleier ist mit Gold umsäumt, sie trägt einen Kranz von kleinen blauen Blümchen mit goldnen Sternen, liebend lächelt sie dem Menschen; doch nur in schüchterner Ferne nähert sich die zarte Jungfrau, kein Arm darf sie umfangen, kein Mund ihre Lippen berühren, Niemand ihres süßen Leibes sich erfreuen; nur in der Ferne will sie beglücken; Wer ihr Liebe weiht, dem muß ihr Anschauen das höchste Glück sein und wehe dem Kühnen, der ihre ätherische Gestalt mit sterblichen Händen betasten wollte: Sie würde vergehen, wie ein Hauch.

Tasso schwelgte noch im Entzücken des nächtlichen

Besuchs bei der Geliebten. Er malte sich ihre Gestalt mit den lieblichsten Farben, und seine Phantasie wiegte ihn in der Zukunft selige Träume. Wie süß war der *geraubte* Kuß in jener Nacht, wie süß erst mußte ein *gegebener* sein! Er glaubte nicht an die Unmöglichkeit, sie zu besitzen, für ihn war die Kluft zwischen ihm und ihrem Vater, zwischen dem schlichten Edelmann, dem Poeten und dem reichen Grafen nicht vorhanden; er sah in Rosaura nur das göttliche Weib, das geschaffen ist, zu erfreuen, und würde sie geliebt haben, wäre sie auch des Kaisers Tochter gewesen. Er fühlte den Werth seiner selbst und hielt sich nicht zu gering, der Sproß eines Fürstengeschlechts zu werden, ja sein Stolz spiegelte ihm vor, der Stammbaum der gräflichen Familie könne nur veredelt werden durch ihn — war er doch ein Sohn der Götter!

„Dem Muthigen gehört die ganze Welt"

singt der portugiesische Sänger der Lusiade, Camoëns, und nur im Sturm werden Frauenherzen errungen. Tasso handelte kühn, er erbeutete ihre Liebe — das war ihm Alles; auf alles Andre war er muthig gefaßt; er dachte sich selbst den Degen in der Faust und, wie die alten Helden, die Geliebte erkämpfend. Diese Begeisterung, dieses reine Gottesfeuer, das seiner Brust entströmte, gestaltete sich zu Worten und Bildern, die er zu einem großen Gemälde an einander reihte. Die Stanzen des „Rinaldo inamorato"

quollen aus seinem vollen Herzen, und während er selbst sich als den Helden konterfeite, malte er in Clarizen seine Rosaura. Wie schön und plastisch ist nicht das Bild der edlen Donna, als sie Rinaldo zum ersten Mal erblickt:

Theils wallt das Haar im Wind gleich weicher Seide,
Theils ist's geknüpft in gold'ne Flechten schön.
Das Kleid, geschmückt mit köstlichem Geschmeide,
Läßt einen elfenbeinern Busen seh'n —
Und unten bietet sich o Lust, Entzücken! —
Bis zu dem Knie das zarte Bein den Blicken.

So weiß und rein mit Purpur sanft begossen,
Zeigt es der Blüthen lichte Farbenpracht,
Ein süßes Licht kommt aus dem Aug' geflossen
Und auf den Wangen Ros' und Lilie lacht.
Die reine Stirn, drauf Huld und Anmuth sprossen,
Den Traurigen sie froh und glücklich macht,
Die Perlen und Rubinen, Liebesfunken,
Erhöh'n sein Staunen, machen ganz ihn trunken.

Stanzen auf Stanzen, Bilder auf Bilder entflossen seiner Feder; zuweilen stand er auf, ging rasch im Zimmer auf und nieder, sah hinauf zum blauen, poesiereichen Himmel und schrieb dann wieder, was der Genius ihm eingab. In dem Zustande einer höhern Clairvoyance begriffen, sah er, wie ein Weib, schön wie Raphael's Madonnen, einen Strahlenkranz ums Haupt und eine Palme in der Hand, auf einer silberweißen Wolke aus dem blauen Aether hernieder-

schwebte, die Palme ihm zuneigte und freundlich mit ihm sprach.

„O bleibe noch, liebliches Wesen,“ rief der Jüngling eben in einer solchen Verzückung, „schenke mir ein Stündchen von Deiner Ewigkeit und laß mich die Herrlichkeit des Himmels ahnen! Du weilst immer nur Augenblicke bei mir und ich möchte stets Dich schauen, stets, so lange dies arme Leben dauert; ich fühle mich so wohl bei Dir und ein himmlischer Lichtstrahl fällt in meine Seele, wenn Du mich anlächelst, mein holder Genius. — Du kannst nicht, sagst Du? Du mußt allen Sterblichen Deine Liebe schenken? — O haben doch nur Wenige das Glück, Dich von Angesicht zu sehen. Laß mich, den Geringsten dieser Wenigen, das höchste Glück genießen, damit ich würdig werde Deiner Huld! Doch eine Bitte gewähre mir! Lüfte mir den Schleier der Zukunft, sprich, wird mein Name vergehen, oder wird die Nachwelt mit Stolz mich nennen? Ich soll meines Namens Unsterblichkeit hoffen? Willst Du mich nicht täuschen mit dem süßen Wahn? Doch nein, Du willst mir wohl und kannst mich nicht betrügen!“

„Noch Eins: werd ich glücklich sein? — Du schüttelst trüb das Haupt? O verzeih —“

Hier ward der Träumer unterbrochen, sein Freund Scipio und Metelli, einer seiner Lehrer, der den liebreichsten Antheil an dem aufstrebenden Jüngling nahm, waren eingetreten und entrissen ihn seiner Täuschung.

„Ist sie nicht mehr da?" frug er. Die Beiden sahen sich verwundert an. „Wer denn?" frug Metelli. Tasso fuhr mit der Hand über die Stirne, er schien sich zu besinnen und brach kurz ab, die Freunde zum Sitzen nöthigend. Metelli fiel das aufgeschlagene Manuskript des Rinaldo in die Augen. Während Tasso mit Scipio sprach, bemächtigte er sich desselben und begann zu lesen. Je weiter er las, je mehr Theilnahme verriethen seine Züge. „Welchen kostbaren Schatz habt Ihr da, mio amico?" sprach er endlich zu Tasso, der flüchtig erröthete, als er sein Werk in des Lehrers Händen sah. „Corpo di Dio, diese Stanzen können mit denen des göttlichen Messer Lodovico in die Schranken treten! Wüßt ich doch keinen Meister in Italien, dessen Munde solch' süße Sprache eigen wäre!"

„Ihr beschämt mich, Herr," antwortete Tasso; „ich hoffte auf Nachsicht aus Eurem Munde mit meinem Versuche und Ihr schmeichelt mir? Das ist nicht recht!"

„Was?" rief Metelli vom Stuhle aufspringend. „Ihr habt diese Stanzen gedichtet, messer Torquato? Reicht mir die Hand, und wie ich Eure Hand hier halte in der meinen, so begrüß ich in Euch die auftauchende Sonne Italiens! — Glaubt mir, junger Mann," fuhr er in prophetischen Tone fort, „man wird Euch Kränze winden, Euer Name wird erschallen, so weit die Poesie ihre goldgefiederten Schwingen entfaltet, aber Viele auch werden Euch neiden und hassen;

doch seid getrost: nur der große Mann wird beneidet, dem Kleinen wird Verachtung. Invidia comes gloriae! Bei St. Marco, Euer Ruhm wird strahlen wie die Sonne!"

Tasso's Augen blitzten freudig, sein Selbstvertrauen ward gestärkt; er dachte an Rosaura und freute sich, vor ihren Vater treten und sprechen zu können: „Gib mir Deine Tochter zum Weibe: ich bin Deines Stammes würdig!" —

6.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält.
Tieck.

Pauken und Cymbeln erschollen, des Triangels klingende Töne vermählten sich mit der Flöte sanften Klängen und der Trompeten Schmettern. Krystallne Kronleuchter verbreiteten ihr farbiges Licht über die von golddurchwirkten Tapeten bekleideten Wände und den marmornen Plafond des Gesellschaftssaales im Palaste Peretti. Säulen und Statuen begrenzten die weiten Räume, und die mit farbenbrennenden Freskogemälden geschmückte Decke wölbte sich im sanften Oval über den glänzenden Salon. Schwellende Ottomanen luden in traulich-dunklen Eckchen zur Ruhe und zum Kosen ein, und aus einer Nische dufteten kühlende Limonade, feurige Weine und süße Konfitüren. Herren und Da-

men im leichten Ballkostüme und die beliebten Halbmasken vor dem Gesichte bewegten sich in bunten Gruppen. Eine Anzahl Charaktermasken brachte eine reizende Mannigfaltigkeit und Heiterkeit in die Gesellschaft; mancher Scherz flog von Mund zu Munde. Hier ertheilte eine niedliche Zigeunerin ihre zweideutigen Orakelsprüche, dort sprach mit komischem Pathos ein Pilger oder Eremit Sentenzen und Sittensprüche; hier sprach ein Muselmann sein bedächtiges Allah kerim, dort grüßte ein Mohr mit gekreuzten Armen, während der Policinell, die Lieblingsmaske der Italiener, die Frusta schwang.

An eine Säule gelehnt standen zwei Halbmasken anscheinend theilnahmlos an dem bunten Getümmel und im Gespräch begriffen; doch blitzten unter der einen Maske ein Paar glänzende Augen hervor und ruhten auf einer Frauengestalt, die, im himmelblauen, sternbesäeten Gewande, ein kostbares Perlendiadem in den schwarzen Locken und den feinen Schleier über die Schulter geschlagen, sich angelegentlich mit einigen andern Frauen unterhielt.

„Ich schwöre Dir, sie ist es;“ sagte eine der beiden Masken, unter der wir unsern Tasso erkennen. „Es ist ihr schwarzes Rabenhaar, ihre schwellenden Lippen, ihr üppig wogender Busen. Sie ist es! Auge und Herz trügen mich nicht!“

„Corpo di Christo, Du hast tiefe Forschungen in den Zügen Deiner Schönen gemacht;“ lachte die

moderne Maske, Prinz Scipio. „Sieh aber dort die Donna mit den himmelblauen Federn auf dem grünen Barett! Kannst Du mir den geringsten Unterschied zwischen den Locken, Lippen und Busen der zwei Wesen angeben, so schenke ich Dir das Paradies aus eigener Machtvollkommenheit. Doch gebe ich Dir den Trost, daß Du Dich dennoch nicht täuschest, denn —"

Hier unterbrach den Jüngling die Musik, die in rauschenden Akkorden die Luft durchwogte. Die Paare reiheten sich zum Tanze und Tasso eilte, seiner Dame den Arm zu bieten, doch war er zu spät gekommen; schon schwebte sie an der Hand eines reichbekleideten Herrn dahin. Tasso folgte jeder ihrer anmuthigen Bewegungen mit den Augen; das Blut schoß ihm in die Wangen, als er den Glücklichen sich zärtlich über seine Tänzerin hinneigen und ihr zuflüstern sah. Endlich schwieg die Musik und Tasso eilte mit hochklopfenden Herzen auf seine Königin zu, und bald hielt er voll unaussprechlicher Wonne des Mädchens weiche warme Hand in der seinen, angehaucht von ihrem würzigen Odem, und dahin flog er mit ihr im rasenden Taumel der Leidenschaft, getragen von den Wellen der Musik; ein wildes Feuer durchglühte all seine Pulse. Wie ein Träumender stand er da, als der Reigen geendet; er wagte nicht, sie um einen neuen Tanz zu bitten, doch hatte er leise ihre Hand gedrückt und mit Entzücken bemerkt, wie sie liebevoll ihn anblickte. Der Prinz war sein Nachfolger und

noch unbeweglich stand Tasso, als Tanz und Musik aufhörten und der Prinz wieder an seiner Seite stand.

„Ich bitte Dich, amicone,“ sprach dieser, „gib kein Schauspiel und stehe nicht wie dort Dein steinerner Zunftgenosse, der Meister Ariost. Siehst Du nicht, wie viele Augen auf Dich gerichtet sind?“

„Mögen sie,“ antwortete Tasso kurz.

„Ich begreife Dich nicht;“ versetzte Scipio. „Komm mit zu einem Glase Lacrymä Christi; es wird die Lebensgeister stärken.“

Mechanisch folgte Tasso dem Freunde. Eine Lautenspielerin war indeß eingetreten und stand, ihr Instrument im Arm, mit schüchtern gesenkten Augen in dem bunten Kreise. Wer beschreibt Scipio's Erstaunen, als er Lucie erkannte! Mit himmlischer Stimme sang sie von Lenz und Liebe, von Waffenruhm und Sängerthum; auf's Höchste gespannt aber ward Tasso, als er ein Lied hörte, das er selbst einst im seligen Vorgefühl künftiger Liebe gedichtet. Es war das letzte, welches die Sängerin vortrug, und ehe die Zuhörer ihrer Bewegung Herr werden konnten, war sie verschwunden. Scipio wollte ihr folgen, doch bald verlor er im Gedränge ihre Spur.

„Wer mag der Dichter des letzten Liedes sein, welches die Signorita gesungen?“ fragte der Hausherr, ein hoher, stattlicher Greis.

„Meines Wissens ist es ein junger Mensch, der in unserer Stadt die Rechte studirt, Namens Tasso;“

antwortete Einer aus der Gesellschaft. „Sein Vater läßt sich auch Dichter nennen.“

„Der Signorino Tasso hat ein glückliches Talent,“ bemerkte ein Anderer. „Das kleine Liedchen zeugt von tiefem Gefühl, und von so schönen Munde vorgetragen, bringt es eine zauberhafte Wirkung hervor.“

„Was, Talent?!“ eiferte ein dritter, der selbst den Pegasus ritt. „Molto fumo et poco arosto; ich finde nichts Geniales in diesen Reimen; schöne Worte, glatte Verse, aber der Spirito fehlt, die Seele des Ganzen. I paperi voglion menar a bere le oche, das Ei will heut zu Tage klüger sein als die Henne. Meiner Ansicht nach sollte Niemand vor seinem dreißigsten Jahre anfangen zu dichten; da hat der Verstand sein Stadium erreicht und die Phantasterei, das Verderbniß unserer Poesie, ist abgekühlt. Ich habe zwar schon in meinem dritten Lustrum Madrigale und Kanzonetten gedichtet, aber die Götter hatten mich mit frühem Verstand beschenkt, und ein Phantast bin ich nie gewesen!“

„Gehen doch Phantasie und Poesie Hand in Hand durch den Himmel der Kunst,“ schaltete ein Vierter ein. „Hat doch die Schwärmerei gegen Laura Petrarca groß gemacht, wurde Dante und unser großer Ariosto doch deshalb vergöttert!“

„Wie Ihr wollt;“ antwortete der Apollsjünger mit erzwungenem Spott. „Kurz, unser Messeretto Tasso ist ein poetuccio, wie sein Vater, denn la

scheggia ritrae del ceppo. Was mir an Ariosto nicht gefällt, ist eben dieses ungezügelte Schweben im weiten Felde der Phantasterei."

„Signor, Ihr seid entweder ein Narr oder ein Verleumder!" rief Tasso mit edlem Unwillen. Die ganze Versammlung schaute auf den kühnen Jüngling. Der Beleidigte wollte Genugthuung fordern, doch es gelang dem Grafen Peretti, ihn zu besänftigen. Tasso erwartete des Gegners Angriff mit der größten Kaltblütigkeit und kehrte jenem dann verächtlich den Rücken. Da fühlte er sich von einer weichen Hand gefaßt und fortgezogen. Mechanisch folgte er, und kam unbemerkt, wie es schien, in den Garten, wo ihn bei einer Jasminlaube sein Führer verließ, nachdem er ihm ein wohlklingendes „Harre hier" zugeflüstert. Tasso streckte sich auf die gepolsterte Ruhebank in der Laube nieder, gemüthlich der Dinge harrend, die da kommen sollten. Nach einigen Minuten erschien vor ihm ein weibliches Wesen. Der Jüngling sprang auf und hielt die Fliehenwollende zurück und zog sie auf die weichen Polster nieder. Sein Genius flüsterte ihm zu, in welch' beglückender Nähe er sei, daher preßte er die nächtliche Wandlerin heftig an sich und hauchte auf den warmen, von der Maske unbedeckten Purpurmund einen Kuß so innig und heiß, wie in jener ihm so glückverheißenden Nacht.

„Um der Madonna willen, was thut Ihr, Sig-

nor!" sprach sie ängstlich und leise. „Laßt mich, oder ich muß um Hülfe rufen."

„Rufe nur, mein süßes Leben, ich werde Dir den lieben Mund mit Küssen verschließen. Eines Engels Hand führte mich in dies Paradies, und ich sollte der Seligkeiten höchste von mir stoßen? Gestehe nur, mein Auge, Du liebst mich; habe ich doch das süße Geständniß aus Deinem Munde."

„Aus meinem Munde?!"

„Glaube immer, ein Geist habe Dich belauscht, als Du mich im Traume nanntest, und daß uns dieser Geist verbunden durch den schlafenden Amor."

Eine Ahnung blitzte gleich einer purpurnen Rose in des Mädchens Antlitz auf. „Wie? Ihr hättet —"

Tasso küßte ihr die Worte vom Munde. „Zürne nicht, mein Liebchen. Ja, ich war Dir nahe und hörte, was mich beseligte, daß Du mich liebst. Dieser Gedanke ließ mir seitdem keine Ruhe mehr."

„Nehmt Euren Ring zurück; er würde mich in jeder Minute an meine Schwachheit erinnern."

„Behalte immer den schlafenden Amor an Deinem Finger; er ist ein Sinnbild meiner ersten Liebe. Aber die neidische Maske nimm vom Antlitz, daß ich sehe, ob mir meines Lebens Sterne freundlich scheinen." — Er nahm ihr die Maske ab. — „Rosaura, liebst Du mich?"

„Ich soll Dir's gestehen, böser Mann?" und sie

sank ihm an die Brust und die Sterne lugten schalkhaft durch das dichte Laubwerk. —

Nicht weit davon kauerten zwei dunkle Gestalten hinter Myrthengebüsch.

„Ruhig, Nicolo," flüsterte der Eine. „Kannst nicht ruhig bleiben? Hörst Du nicht, wie Du die Zwege knistern machst, Kopf eines Esels? Ein Vogel, wie der, dem wir Netze stellen, flieht vor solchem Geräusch."

„Halt's Maul, Plaudertasche;" antwortete der Andere. „Siehst Du nichts dort? Ich meine, es ist Zeit."

Wie zwei Geier auf ihre Beute, stürzten die Banditen auf ein schlankes, halbmaskirtes Weib, verbanden ihr den Mund und hoben es in eine Sänfte.

Eine halbe Stunde später sprengte aus dem Palaste Peretti ein Reiter auf brausendem Renner nach der Villa des Marchesa Fureno. Der Marchese war es selbst.

7.

Meine Ruh' ist hin,
Mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Goethe.

Lucie saß wieder neben dem Vater und erheiterte seine Seele mit den lieblichen Klängen ihrer Laute.

Sie war auffallend blässer, und die vorige unbefangene Heiterkeit ihres Auges war einer träumerischen Schwärmerei gewichen, die zwar das reizende Gesicht interessanter machte, aber auch von tiefem Herzensweh zeugte, das die Blüthe ihrer Jugend früh oder spät zerstören konnte. Auch der Vater schien diese Veränderung zu bemerken, und sein Blick ruhte sorgend auf der Tochter, die der weißen Rose glich, nur wenig von zartem Roth überhaucht. Er faßte zärtlich ihre Hand, hielt sie in der seinigen fest, sah ihr in das blaue Auge und sagte freundlich, fast weich: „Dir fehlt etwas, meine Lucie. Irgend ein Kummer nagt an Deinem Herzen, den Du mir nicht offenbaren willst. Sieh, Du bist mein einziges Glück, das einzige Kleinod, das mich an Deine frühvollendete Mutter erinnert. In Dir lächelt mir ihr Bild verjüngt entgegen. Zerstöre es nicht und raube mir nicht die Eine Freude, die mir hienieden noch blühet. Sei aufrichtig, mein Kind, gegen mich, Deinen treuesten Freund, und öffne ihm Dein Herz; er ehrt dies Heiligthum und wird es nicht entweihen. Sei mein gutes Mädchen und sei offen. Sollte etwa Dein junges Herz —"

„Vater, lieber Vater!" fiel Lucie ein und vergoß Thränenperlen an der Brust des Erzeugers.

In diesem Augenblicke trat Tasso an Scipio's Hand in den Garten, und Lucie, hocherglühend, floh wie ein gescheuchtes Reh. Der Vater hatte einen

tiefen Blick in ihr Seelenleben gethan; er ahnte die Größe der Leidenschaft in des Mädchens empfänglicher Brust, obgleich er nicht wußte, wer störend eingegriffen in den ruhigen Schlag ihres Herzens. Um so schärfer beschloß er zu beobachten.

Scipio's Augen flossen unstät umher; er vermißte des Raumes Seele und ward einsilbig und düster. Er wollte nach dem Vermißten fragen und wagte es nicht. Der Greis kam seinem Wunsche entgegen. „Lucie!" rief er mit lauter Stimme, und sich an die Jünglinge wendend, sprach er: „Mein Mädchen ist ein flüchtiger Schmetterling, der von Blume zu Blume flattert und nicht müde wird, sie zu pflegen und zu liebkosen."

„Sie liebt ihres Gleichen," antwortete Scipio. „Glücklich, wer zufrieden diesen Jugendtraum durchlebt, wo man mit den Faltern gaukelt, mit den Blumen kos't und den Vögeln scherzt; wo des Lebens Freuden, die tausend Genüsse kindlicher Unschuld, gleich goldgeflügelten Sommervögeln, durch die ätherblaue Luft flattern, und wo der blaue Himmel, mit dem Gott unser schönes Italien gesegnet, in dem Spiegel der Augen wiederstrahlt. Nur zu bald verfliegt des Lebens Rosenzeit, diese Morgenröthe des Schicksals, die Blüthen fallen, und die Falter hüllen sich in ihr seidenes Grab."

„Eure Worte sind wahr," entgegnete der Greis; „aber vergebt: es will mich fast wundern, sie aus

Eurem Munde zu vernehmen, den der Jugend rosiger Lenz noch umspielt. Nur wem der Frühling abgeblüht, dem ist Philosophiren über's Verlorene eigen."

„Wißt Ihr denn, ob der meinige nicht auch schon entblättert ist?" frug Scipio halb scherzend.

„Jung und schön, wie Ihr seid, erlaubt, daß ich dies bezweifle," erwiederte der Greis. Die eben herbeikommende und sittig grüßende Lucie unterbrach das Gespräch, erröthend auf des Vaters Befehle harrend.

„Bringe unsern lieben Gästen eine Erfrischung," sagte dieser, „wie sie eben unser armer Reichthum bietet: einige Feigen und Melonen." — Schnell wie der Wind flog Lucie dahin und brachte bald die lieblichsten Früchte.

„Ich habe Euch noch meine Bewunderung zu zollen, Signora," sagte Scipio; „Ihr habt bei'm Grafen Peretti wie eine Göttin gesungen."

„Woher hattet Ihr das Lied, das Ihr dort zuletzt gesungen?" fiel Tasso schnell ein.

„Ich besitze von demselben Meister noch einige Kanzonetten," erwiderte Lucie. „Er heißt, wie ich gehört, Tasso. Ich habe sie einigen Mädchen abgelauscht, die sie zur Guitarre sangen."

Tasso lächelte und schwieg. Sinnend saß er und zeichnete mit dem Stoßdegen in den Sand.

„Ihr schreibt da zwei große Namen," bemerkte der Alte. Tasso erröthete flüchtig und verwischte das Gezeichnete; er hatte unwillkürlich Ariost's und seinen

eigenen Namen in einander geschlungen. „Der Dichter des Orlando erheitert mir manche Stunde,“ fuhr der Greis fort. „Seine Dichtung ist ein wahrer Paradiesesgarten, voll blumiger Labyrinthe, die endlich doch alle zum schönen Ziele führen. Spielend zeichnet er die schönsten Bilder, die wirkungsvollsten Momente und Situationen, und reiht sie zum harmoschen Ganzen, zum großen Gemälde. Tasso, so wenig ich ihn auch noch kenne, scheint mir werth, der Nebenbuhler des göttlichen Meisters zu werden, und ich stelle dem jungen Manne ein glückliches Horoskop.“

„Dafür wird Euch mein Freund schönstens danken,“ sagte lächelnd der Prinz. „Ich stelle Euch hiermit den Dichter Torquato Tasso in der Person Eures Gastes vor,“ fuhr er fort, indem er auf den Freund zeigte.

„Tasso?“ riefen der Alte und Lucie verwundert und wie aus Einem Munde. „Dann verzeihet dem Laien, der über poetische Werke zu urtheilen sich unterfing!“

„Warum mußtest Du mich aus meinem reizenden Inkognito reißen, Signor Principe Scipio di Gonzaga?“ zürnte Tasso, und zum Alten gewandt, fuhr er fort: „Diese Schmeichelei aus so unparteiischem Munde ist mir gewiß die erfreulichste, die ich je gehört. Nicht Alle aber sind Eines Sinnes mit Euch, Signor; ja Einige wollen behaupten, der Parnaß sei

für mich zu steil und das Flügelroß zu wild; ich hätte in der bescheidenen Sphäre bleiben sollen, die mir bestimmt gewesen."

„Niedere Seelen können nie erhaben denken," antwortete der Greis. „Es muß Euer Triumph sein, wenn der Flug Eures Genius Euch zu den Sternen führt und Ihr tief unter Euch Eure Neider im Staube liegen seht, Eure Sonnenhöhe anstaunend."

„Ihr macht mich schwindeln, Signor," lächelte Tasso. „Ich glaube fast nicht, daß ich je diese Höhe erreichen werde."

„Dissertationes colegiis," fiel Scipio ein; „lasset uns plaudern von dem, was ist, und nicht von dem, was kommen wird. Unser Freund hat sein Horoskop und damit Basta. Ich glaube, ich würde noch selbst zum Dichter, wenn mich eine Muse wie unsere holde Lucie, unser Lichtkind, begeisterte und mir den Trank aus Hippokrene's Quell kredenzte!"

„Und muß sie nicht jedes Herz begeistern?" sprach Tasso. „O gewiß einst setze ich unserer freundlichen Hebe ein Monument, so gut es ein armer Poet vermag, nicht aus Mormor von Carrara, sondern aus Klängen süß und mild, wie die Laute unserer Sprache."

Lucie ward zur Purpurrose. „O dann muß ich fliehen," lispelte sie, „wenn es Euch Freude macht, mich verlegen zu sehen."

„Warum fliehen?" gegenredete Scipio. „Es ist uns so wohl in Eurer Nähe, daß uns die Stunden

verrauschen wie Minuten und wir des Lebens Reiz erst recht erkennen."

Der Vater beobachtete still und ernst die Jünglinge und seine Tochter; er erkannte, daß sie dem jungen Dichter ihr Herz voll Liebe und Bewunderung geöffnet. — —

„Sei aufrichtig, meine Lucie," drängte er, als die Freunde geschieden waren. „Du liebst, aber wen?"

„Vater!" rief sie hocherglühend: „Ihn, den Einzigen, der mein Ideal schon lange war."

„Tasso? Und wirst Du wieder geliebt?"

Lucie schien betroffen; leise und fast tonlos antwortete sie: „Gewiß; ein Herz, wie seines, kann ja nicht ohne Liebe athmen, und Dichter lieben ja immer, wie man sagt."

„Und wenn er schon ein anderes Mädchen liebt?"

„Es gibt wohl schönere, als ich; aber inniger wird ihn keines lieben."

„Unerfahrenes Kind! Wohl Dir, daß Du noch den Traum der Unschuld träumst; aber Du wirst die Welt noch kennen lernen!"

„Wollt Ihr meinen Glauben mir rauben, Vater?"

„Nein, armes Kind, ich will für Dich handeln!"

8.

Lasciate ogni speranza.

Dante, l'inferno.

Rosaura hatte seit jener Zusammenkunft im Garten mit Tasso öfter in abendlichen Stunden gekos't. Die Tage flossen ihr schnell dahin und sie lebte nur dem Glücke der Gegenwart, ohne an den Isis-Schleier der Zukunft zu denken. Nur Eines fehlte, ihr Glück vollkommen zu machen. Die Liebe will ein treues Herz, dem sie ihre Gedanken, ihre Leiden und Freuden mittheilen kann, und so vermißte Rosaura schmerzlich ihre Arabella, die seit jenem Festabend spurlos verschwunden war. Eines Morgens ward sie zu ungewöhnlicher Stunde zum Vater beschieden. Erwartungsvoll und nicht ohne ein geheimes Ahnen schritt sie über den Korridor nach des Vaters Zimmer und stand bald vor dem hohen stattlichen Greis. Er heftete einen durchdringenden Blick auf das in reizender Befangenheit dastehende Mädchen, daß die Arme im tiefsten Herzen erbebte.

„Wo warst Du gestern Abend?" fragte er scharf.

„Mein Vater!" stammelte Rosaura verwirrt.

„Was habe ich hören müssen?" fuhr der Graf fort. „Soll ein Peretti über sein Kind erröthen, das er liebte, wie den Stern seines Auges? Erniedrigt sich Rosaura so sehr, daß sie sich einem Abenteurer

an den Hals wirft und die Nacht zum Deckmantel ihrer Schande braucht?"

„Wer hat es gewagt, gegen mich zu zeugen?" antwortete die Jungfrau nicht ohne Stolz und im Bewußtsein, daß ihre Wahl eine würdige gewesen. „Glaubt Ihr, Eure Tochter könne so tief sinken, einem Abenteurer Liebe zu weihen?"

„Leugne, wenn Du's vermagst, die nächtlichen Zusammenkünfte mit Deinem Buhlen im Garten!" sprach der Graf erzürnt. „Elende, und ich soll Deine Schmach dulden?"

„Um der Madonna willen, Vater, wollt Ihr mich tödten?"

„Es wäre besser für Dich, als leben in Schande! Ich will nicht forschen, wer es gewagt hat, sein Haupt bis zu einer Peretti zu erheben; denn ich würde ihn zermalmen. Ich will nicht forschen, wie weit Deine Schande schon gediehen ist: ich will Dir auch jetzt noch ein gütiger Vater sein! Aber Gehorsam fordere ich, — beim ewigen Gott, ich wäre sonst zum Schrecklichsten fähig! Nicht eher setzest Du Deinen Fuß aus dem Hause, bis Du durch Priesterhand des Marchese Fureno Gattin bist."

Rosaura erblaßte. „Eher den Tod!" rief sie mit schwindender Kraft.

„Ungehorsame, Du widersprichst?" fuhr der Graf auf. „Du sollst, und müßte ich Dich zum Altare schleppen!"

„Dieser Abenteurer sollte mein Gatte werden?“ sagte Rosaura. „Weiß doch niemand, wer er ist und von wannen er kommt! Diesem Menschen wollt Ihr Eure einzige Tochter verkaufen?“

„Verkaufen?! Ha, nicht noch einmal dieses Wort! Der Stammbaum des Marchese ist ächt und sein Reichthum unermeßlich!“

„Habt Erbarmen, Vater! Mir graut vor ihm!“ flehte das Mädchen.

„Er wird Dein Gatte und sonst Keiner!“ beharrte der Graf und verließ das Zimmer. Rosaura stand wie vernichtet. Ein plötzlicher Entschluß schien sie zu beseelen. „Nie, nimmermehr!“ rief sie und ging rasch auf ihr Zimmer.

„Eine Wetterwolke hat sich über uns entladen. Wir sind verrathen. Ich muß das Weib des elenden Marchese Fureno werden, wenn Du nicht rettest Deine Dich ewig liebende Rosaura.“

So schrieb sie, faltete das Blatt zu einem Briefchen und übergab es einer treuen Dienerin zur Bestellung. Dann ward sie ruhiger und erwartete, zum Aeußersten entschlossen, muthig die Zukunft.

9.

Hoffe, Du erlebst es noch,
Daß der Frühling wiederkehrt.
Fr. Rückert.

Tasso empfing Rosaura's Nachricht mit hochklopfendem Herzen, doch machte sie ihn nicht muthlos, sondern spornte ihn zu erneuter Thätigkeit. „Nur einmal noch laß mich Dich sprechen, Geliebte," schrieb er ihr; „einmal noch will ich Dein süßes Antlitz sehen, damit es meinen Muth stähle und befestige. Diesen Abend um die gewohnte Stunde beglücke mich noch einmal, dann will ich getrost diese Stadt verlassen, aber die Hoffnung wird mich begleiten, und ich komme wieder, um mich nie von Dir zu trennen."

Tasso hatte eben seinen Rinaldo vollendet und darauf gründete er seine Hoffnung. Gerne zwar hätte er das theuere Kind noch nicht aus der pflegenden Hand gegeben, denn er fühlte gar wohl, daß die Ausführung sehr weit hinter der Idee zurückgeblieben sei, die sich seine Phantasie gestaltet, und daß noch zur Vollendung Vieles fehle; aber die Zeit drängte, und deshalb beschloß er, sein Werk der Welt zu übergeben, Kränze des Ruhms zu sammeln und dann zurückzukehren, um unverzagt und würdig vor Rosaura's Vater treten zu können. Wie geschäftig ist nicht die Phantasie und ihre Zwillingsschwester, die Hoffnung, dem armen

Sterblichen ein Paradies voll erfüllter Wünsche öffnen und ihn auf die Sonnenhöhe des Glücks zu tragen, um ihn dann desto tiefer fallen zu lassen!

Es ist ein gar behagliches Gefühl für den Dichter und den Künstler überhaupt, wenn sein Kunstwerk vollendet vor ihm steht. Er ruft sich dann alle die schönen, wenn auch mühevollen Stunden zurück, wo er in seiner Idee schwelgte, wo sein Geist, in die Zauberregionen der Dichtung entrückt, eine neue Welt sich schuf und sein Werk, vom Strahl der Gottheit beseelt, sich mehr und mehr entfaltete, wie der Frühling sich mit Blumen schmückt und Blättern, je wärmer und inniger die Sonne seine Lippen küßt und Feuer in seine Pulse haucht. Er durchdringt die kleinsten Theile, um das Gesammtbild festzuhalten, und trennt sich endlich von seinem Liebling, wie von einem alten Freund. So las auch Tasso von Neuem und immer wieder von Neuem; manche Stanze ward geglättet, manches Bild in hellere Farben gekleidet; aber er konnte sich ein gewisses Wohlgefallen an der Grundidee, Rinaldo's Liebe und Klarizen's holder Gestalt, nicht verhehlen, und welchem Dichter wäre das nicht zu verzeihen?

Der Abend sandte seine rosenrothen Strahlen durch die Scheiben in Tasso's Stübchen und überhauchte des Dichters bleiches Gesicht mit einem verklärenden Scheine. Er hielt noch immer seine Dichtung in der Hand, aber sein Geist war wie ein Doppelgänger zugleich

bei Rinaldo und Rosaura. Sein Auge schweifte zuweilen über das Buch hinweg in die goldne Ferne der Abendröthe und suchte dort in dem Reich des ewigen Frühlings, der ewigen Liebe und der ewigen Poesie Bestätigung des Glücks, das er bald an Rosaura's Brust, seinem Eldorado, zu finden hoffte. Hoffen, armes Wort! Du trügst und bist doch unschuldig an dem Trug. Du willst nur trösten, willst den Menschen nicht in Muthlosigkeit sinken lassen, und er ist undankbar gegen Dich, wenn Deine harmlosen Bilder ihm nicht in Erfüllung gehen! O gewiß, dort in den lichten Höhen der Sonne, in den blühenden Zaubergärten der seligen Inseln hat der unglückliche Dichter gefunden, was ihm diese Welt versagte: Ruhe und Glück! Nur Eines hat sie ihm gewährt: unsterblichen Ruhm! Seine Kränze umschlingen, mit denen seiner betrogenen Liebe und des gebrochenen Seelenfriedens vereint, die Schläfe seiner erhabenen Gestalt, die wie ein Meteor in ferne Jahrhunderte leuchtet.

Des Tages Königin hatte den Strahlenmantel abgelegt, der nächtliche Himmel seine Kerzen entzündet, und das blasse Antlitz des Mondes lächelte wehmüthig freundlich der Schwester Erde zu, an deren Geschick der Urgeist das seinige geknüpft. Tasso hüllte sich in seinen Mantel, drückte das Barett tief in die Stirne und schritt dem Palaste Peretti zu. An dem Garten, der sich weiter hinter dem stattlichen Gebäude ausbreitete, befand sich eine Pforte von dichten Bäumen

beschattet und durch eine Allee prächtiger Silberpappeln führend. Dort wurden die geheimen Zusammenkünfte der Liebenden gehalten und auch heute schritt der Jüngling durch das Pförtchen und barg sich in einem Bosquet, wo er den leichten Schritt des nahenden Liebchens hören konnte. Endlich hörte er nahende Schritte und sah eine verhüllte Gestalt aus dem Dunkel tauchen. Noch einige Minuten und Rosaura stand vor ihm.

„Ich wage Alles um Dich, mein Torquato," flüsterte sie. „Ich wäre verloren, würden wir entdeckt. Ich bin der Wachsamkeit meiner Wächter entflohn und bitte bei der süßen Madonna, sage mir, auf welche Hülfe Du hoffst!"

„Ich mußte Dich noch einmal an die Brust drücken, in der ein Dir so treues Herz schlägt," sprach Tasso und schlang seine Arme um die liebende Gestalt. „Zage nicht, Geliebte! Unser Engel wacht, der Stern der Liebe glüht in goldnem Feuer, die Oriflamme meiner Hoffnung leuchtet: ich rette Dich! Das Wie? überlaß mir und dem Schicksal, nur sei mir getreu! Schwörst Du mir das?"

„Bis in den Tod!" lispelte sie.

„Nun denn, so bin ich guten Muths!" antwortete Tasso. „Wer wagt's, die Blume unserer Liebe anzutasten? Sie ist gefeit und bringt Verderben dem Verbrechen! Lebe wohl, mein Augenlicht! Bald sehe

ich Dich wieder. Noch dieser Kuß, und nun lebe wohl!"

Ihre brennenden Lippen ruhten lange aufeinander und sogen in sich Seele und Leben. Endlich riß sich Rosaura los, flüsterte noch ein herzliches „Lebewohl!" und Beide verschwanden in der Nacht. Die Sterne aber und der Mond schienen silberne Tropfen auf die Erde zu weinen. — —

Auch der Principe sollte nach des Vaters Willen nach Mantua zurückkehren und mußte, obwohl mit schwerem Herzen, gehorchen. Noch einmal aber wollte er die angebetete Lucie sehen, und Tasso begleitete den Freund gerne zu der einsamen Wohnung des Greises. Wie immer wurden sie freundlich empfangen. Scipio strebte vergebens, dem Mädchen eine Thräne zu entlocken, indem er seine Entfernung von Padua, vielleicht für immer, verkündete; als er aber erwähnte, daß der Freund ihn begleite, da füllten sich ihre Augen mit Thränen, sie erblaßte, und Scipio fühlte ein heftiges Zittern in der ergriffenen Hand. Während dem hatte der Greis unsern Dichter bei Seite gezogen und ein ernstes Gespräch, mit ihm angeknüpft.

„Mit Wonne würde ich Lucie, die holde Blume, an mein Herz drücken," sagte Tasso im Laufe des Gesprächs, „ich würde glücklich in ihrem Besitz sein; denn ich weiß, sie ist ein Edelstein, dessen sich die Krone eines Königs nicht zu schämen brauchte, wenn — was soll ichs Euch verhehlen — der Liebe Götterstrahl nicht

schon früher mir in's Herz gedrungen wäre und es mit Rosenbanden an ein Wesen geknüpft hätte, das mich wie sein Auge liebt. Lucie betrügen kann ich nicht und wenn auch meine Liebe hoffnungslos sein sollte, so verdient doch Eure Tochter ein ungetheiltes Herz, und dies kann ich ihr nicht geben. Ein Wesen wie sie will einzig und allein geliebt sein, wenn es nicht unglücklich werden soll! Lucie wird mich vergessen lernen, ein braver Jüngling, der ihrer würdiger ist, als ich, wird sie glücklich machen.'"

Der Greis schüttelte dem Jüngling die Hand. „Wie gerne hätte ich Euch Sohn genannt," sprach er, „aber das Schicksal will es nicht. Meines armen Kindes Herz wird brechen, doch kann ich Euch nicht zürnen; Ihr handelt als ein braver Mann, und der Himmel schenke Euch das wohlverdiente Glück."

Tasso's Abschied hatte etwas Rührendes und Feierliches; eine trübe Ahnung schien in Lucien's Seele aufzusteigen, denn sie warf sich nach der Trennung an des Vaters Brust und flüsterte leise, fast als fürchte sie, das Wort auszusprechen: „Verloren?"

„Tröste Dich, mein armes Kind, sei mein starkes Mädchen! Dir blüht noch lange des Lebens Mai!"

„Er liebt eine Andere?"

„Zürne ihm nicht, er liebte, ehe er Dich sah."

Ein Strom von Thränen stürzte aus des Mädchen blauen Augenhimmel. Sie konnte sich nicht losreißen vom väterlichen Busen. „Laß Deine Thränen

fließen," tröstete milde der Greis. „Sie erleichtern die Brust! Aber dann sei wieder meine gute Lucie, blicke vertrauend hinauf zu den blauen Höhen, von wannen Deine Mutter auf Dich niedersieht und Deinen Schmerz mildern wird. Du darfst nicht murren wider die Vorsehung, die es immer gut mit uns meint."

„Mit ihm ist meines Lebens Hoffnung abgeblüht," antwortete Lucie! „nie trenne ich mich von Dir, mein guter Vater, habe ich ja noch einen Trost," fügte sie schmerzlich lächelnd hinzu, „ein Andenken vom Geliebten: seine Lieder." —

10.

Nur der verdient die Gunst der Frauen,
Der trefflich sie zu schätzen weiß.

Goethe.

Der Marchese Fureno war mit seinem Raube glücklich in der Villa angekommen; wer beschreibt aber sein Erstaunen und seine grenzenlose Wuth, als er statt der Grafentochter deren Gespielin, Arabella, vor sich sah. Die Gehülfen seines Verbrechens hielten den Sturm, der sich auf ihr Haupt entlud, herzhaft aus und konnten ein schadenfrohes Lächeln über das Quiproquo nicht unterdrücken. War es nun Furcht vor der Aussage der Geraubten, wenn er sie frei

gehen ließe, oder mochte das wirklich schöne Mädchen die Begierden des Lüstlings reizen: genug, er behandelte das arme Mädchen als eine Gefangene, obgleich anständig und sogar glänzend Anfangs überließ er sie sich selbst, bald aber begann er sie mit Liebesanträgen zu verfolgen, die Arabella mit Verachtung von sich wies.

Arabella stand eines Morgens an ihrem Fenster und sog die frische, würzige Luft und schaute in die prachtvoll aufgehende Sonne, die ihr flammendes Haupt noch am Busen der schwesterlichen Aurora barg, gleichsam in holder Scham erröthend, um sich dann dem jungen Tag zu vermählen. Arabella hatte die Hände gefaltet und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Sie beneidete den Vogel, der frei und sorglos sich in den Lüften wiegte und sein Morgenlied in den Aether schmetterte. Die Liebe zur Freiheit ward mächtig in ihr, ihr Auge strahlte von Freude, als sie einen Blick unter sich warf und sah, daß Rettung nicht unmöglich sei. Neben ihrem Fenster lehnte sich ein Aprikosenspalier an die Mauer, und auf diesem war es möglich, in die Tiefe zu gelangen. Trunken vor Entzücken zog sie sich vom Fenster zurück, als wenn sie fürchtete, es möchte sie Jemand beobachten und den Weg der Rettung entdecken. Fureno besuchte sie wie gewöhnlich und sein Stolz triumphirte, als er der Kleinen Starrsinn gebrochen wähnte, da sie ihn nicht ohne Hoffnung von sich gehen ließ. In tödtli-

cher Langweiligkeit schlich der Tag dahin, eine lebhafte Unruhe bewegte ihr Herz, und sehnsüchtig erwartete sie den Abend, der endlich seine Fittiche über die besonnten Fluren ausbreitete. Die Sterne schimmerten am tiefblauen Himmel, und im weiten Umkreise herrschte tiefe Stille, als sich Arabella kühn durch das gewaltsam geöffnete Fenster schwang und behend und kühn an den knackenden Spaliere hinabkletterte. Schnell durcheilte sie den Garten und stand bald an der hohen Umzäumung der Villa. Wie ein tückischer Dämon trat ihr diese entgegen.

Sollte hier noch der kühne Plan scheitern? Doch nein; sie gewahrte eine Lücke und grub sich wie ein Kaninchen durch das dichte Gesträuch. Wohl wurden ihre Hände blutig wund und die dünne Bekleidung blieb an den Zweigen hängen, aber das Gefühl der Freiheit war stärker als physischer Schmerz, und mit unermüdlichen Eifer verfolgte sie die rauhe Bahn; endlich stand sie im Freien und langte, im Schweiß gebadet, um Mitternacht vor dem Palaste Peretti an.

Ihr Erscheinen in der gräflichen Familie machte gewaltiges Aufsehen. Der Graf wurde auf's Aeußerste erbittert, als er erfuhr, in welch' unwürdiger Gefangenschaft sie gehalten worden war. —

Rosaura hatte mit Standhaftigkeit alle Stürme ausgehalten, aber ein stiller Gram nagte an ihrem Herzen und drohte die Blüthe ihres Lebens zu zerstören. Das Wiedererscheinen der Freundin und der

Entschluß des Vaters, alle Verhandlungen mit Fureno abzubrechen, leuchteten zwar wie Meteore in ihrer Seele auf, aber der Keim zu tödtlicher Krankheit war gelegt, und das Gift des Grames mußte über kurz oder lang seine verderbliche Wirkung thun.

Mit Schrecken vernahm Fureno Arabella's Flucht, er ahnte, wie verderbenbringend sie ihm sei, und schalt auf sich, seine Unbesonnenheit und seine Helfershelfer wegen ihrer Nachlässigkeit. Als er noch so mit sich selbst haderte, brachte Nicolo ein versiegeltes Schreiben und zog sich mit einer schlecht verhehlten Neugier in eine Ecke des Gemachs zurück. Fureno öffnete das Schreiben und sein von Zorn geröthetes Gesicht ward immer blasser, seine Hand bebte und zerknitterte das verhängnißvolle Papier. „Nicolo, wir müssen fort,“ sprach er mit erzwungener Ruhe. „Packe unsere Kostbarkeiten zusammen und sattle Pferde. In sechs Stunden müssen wir jenseits der Grenze sein.“

Nicolo verbeugte sich stumm und murmelte im Abgehen vor sich hin: „Peccato vecchio, penitenza nuova.“

Am andern Tage war Marchese Fureno aus Padua verschwunden, Niemand wußte wohin. Im Volke trug man sich mit den abenteuerlichsten Gerüchten.

11.

> Verschwende nicht
> Die Pfeile Deiner Augen, Deiner Zunge!
> Du richtest sie vergeblich nach dem Kranze,
> Dem unverwelklichen, auf meinem Haupt.
> Sei erst so groß, mir ihn nicht zu beneiden!
> Dann darfst Du mir vielleicht ihn streitig machen.
>
> Goethe, Tasso.

Mehre Monate waren seitdem vergangen und Tasso hatte mit großer Mühe die Erlaubniß seines Vaters errungen, den Rinaldo inamorato der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der alte erfahrene Mann wußte nur zu gut, daß Dichterruhm dem Sohne kein beständiges Glück gewähren könne, und alle Beredsamkeit seines Beschützers, des Fürsten von Mantua, war nöthig, ihn zu überreden, daß sich der Flug des Genius nicht hemmen lasse, und nur diesem Fürsprecher hatte es Torquato zu danken, daß er nicht zu den Büchern des Rechtes zurückkehren, sondern auf der ruhmvoll betretenen Bahn fortwandeln und sein hohes Ziel in den Sternen suchen durfte. —

Wir finden unsern Dichter wieder, wie er zu Padua's Thoren einwandert. Wer schon je sich von einem geliebten Wesen trennen mußte, und nach langer Trennung endlich die Räume wieder erblickt, worin es athmet, wird die Gefühle begreifen, die des Jünglings Herz bestürmten. Mit welchen Hoffnungen hatte

er diese Stadt verlassen, und welch' rosige Zukunft lachte ihm entgegen! Sein Herz pochte gewaltig, und das Bild der Geliebten tauchte wie der Morgenstern am dunklen Himmel, voll erneuten Glanzes, in ihm empor. Rechts und links ließ er die Blicke schweifen, aber seine Seele befand sich nur an einem Orte, bei Rosaura.

So hatte er mehre Straßen schon durchwandert, als er sich plötzlich am Arm gefaßt fühlte und eine wohlbekannte Stimme ihm zurief: „Ei, willkommen in Padua, amico! Corpo di Dio, es ist gut, daß Ihr wieder hier seid! Unsere Stadt entbehrte, ohne Schmeichelei, ihre größte Zierde! Ihr könnt nicht glauben, wie viel man von Euch spricht, im Guten und Bösen, wie der Welt Lauf ist. Dank der Madonna benedetta! Ihr bringt gewiß Ruhm die Hülle und die Fülle mit und habt alle Lorbeerhaine unseres gesegneten Vaterlandes, dem Gott gnädig sein möge, ausgebeutet. Senza burla, Ihr macht Aufsehen, und Italien wird von Eurem Lobe wiederhallen! Man liest hier schon Euren Inamorato und ergötzt sich an seinen Fahrten."

„Was sagt Ihr? Rinaldo ist hier schon bekannt?" frug Tasso, halb freudig, halb ärgerlich.

„Bekannt, belobt und — bekrittelt, wie ich Euch sage, doch sind die Exemplare noch selten und nur in den Händen der Literaturmänner. Aber kommt, amicone, treten wir in diese Osteria. Wir finden

Gesellschaft und Lacrimae Christi, wie sie der Padre santo nicht köstlicher schlürft."

Fast wider Willen wurde er von dem ehrlichen Metelli in ein namhaftes Gasthaus gezogen. Die beiden Freunde setzten sich in die Nähe einer kleinen Gesellschaft und genossen im süßen Farniente die feurigen Christusthränen, bald aber fesselte ein interessantes Gespräch ihre Aufmerksamkeit. Man sprach von dem eben erschienenen Rinaldo inamorato und nahm Partei für und gegen ihn.

„Die Meisterschaft der Schilderungen, die Kühnheit und der Farbenreichthum der Bilder, das tiefe Gefühl und der poetische Zauber, der über die Dichtung ausgegossen ist, der kühne Flug der Gedanken, die Zartheit der Sprache ist nur bei Homer zu finden, dem erhabenen Vorbild des jungen Dichters. Selbst unser göttlicher Ariost ermangelt dieser reizenden Klarheit, der Plastik der Formen und des einfach Schönen der Darstellung. Nur in der Schönheit der Stanzen übertrifft ihn Ariost."

„Hört Ihr, amico, was Ihr diesem Herrn geltet?" frug Metelli lächelnd und leise.

„Der Mann ist mit sehenden Augen blind," antwortete Tasso. „Da mäkeln sie an mir herum und martern sich mit Vergleichen, als wenn zwei wahre Dichter verglichen werden dürften! Jeder sei gleich groß und doch himmelweit verschieden. Ich wollte

Ariost weder übertreffen, noch erreichen, ich wollte ein Dichter sein, ein Liebling der Nation wie er!"

„Ihr stellt den jungen Mann auf eine Höhe, auf der ihm selbst schwindeln würde," nahm ein Anderer das Wort. „Sprecht Ihr von meisterhaften Schilderungen, kühnen Bildern, tiefem Gefühl, Phantasie und poetischem Zauber, so mögt Ihr das Alles im Orlando suchen, wo Ihr es unübertroffen finden werdet. Klarheit, Gedankenflug und Zartheit ist auch in Ariost's Dichtung zu bewundern. Homer's Klarheit ist ein redseliger Greis mit schneeigem Haar und Bart, die Ariost's ein blühender Jüngling mit glänzenden Locken und rothen Wangen. Orlando ist ein Labyrinth von Blumen und Zauberschlössern, aber Ariadne's Faden führt angenehm durch den Wundergarten. Rinaldo ist der erste Versuch eines jungen Mannes, dem der Genius der Kunst von ferne winkt. Ich möchte ihm rathen, selbstständiger aufzutreten und sein Talent nicht an fremdes zu ketten. Rinaldo ist eine Nachahmung der Odyssee."

Tasso erbleichte bei dieser Rede. Er fühlte dem, wie es schien, so gründlichen Beurtheiler gegenüber einen mächtigen Zweifel gegen sein Talent aufsteigen, der ihm fast völlig entmuthigte und worüber er um so mehr erschrak, als er gerade auf dem Punkte stand, durch seinen Genius über Standes- und Glücksvorurtheile zu siegen. Selbstzweifel ist der furchtbarste

Feind des Künstlers, der im ewigen Kampfe mit dem schaffenden Genius steht.

„Laßt's Euch nicht anfechten, amico," tröstete Metelli. „Euer Ruhm ist gesichert und all dies Gewäsch wird seinen Glanz nicht erbleichen."

„Niemand ist aufrichtig," sagte Tasso düster. „O es ist sehr hart, keinen Freund haben, der es ehrlich meint! Ich habe keinen, keinen!"

„Denkt nicht so Arges!" erwiederte Metelli. Die Rede eines Dritten unterbrach ihn.

„Ihr tadelt zu strenge. Rinaldo ist eine talentvolle Jugendarbeit. Sein Verfasser wird sich noch läutern und klären. Ein frischer Lebenshauch weht durch das Werk, und jedenfalls ist die Natürlichkeit der Darstellung zu bewundern."

„Damit hat es seine eigne Bewandniß," lächelte ironisch ein Vierter, in dem wir den Poeten vom Salon des Grafen erkennen. „Zuweilen artet die Natürlichkeit in Gemeinheit aus. Kein Wunder! Der Verfasser nimmt seine Schilderungen aus dem Leben. Man weiß, daß er ganze Nächte bei seiner Buhlin, einer blonden, blauäugigen Dirne, zubringt und die göttliche Aphrodite zur gemeinen Venus herabwürdigt."

Dunkle Zornesröthe flammte auf Tasso's Gesicht; der bedächtige Freund vermochte ihn nicht zurückzuhalten, er sprang auf, die Hand griff nach dem Degen, und donnernd fuhr er den erschrockenen Kritiker an:

„Elender, Du wagst es, mich zu lästern, dem Du nicht würdig bist, die Schuhriehmen aufzulösen, ein Werk anzutasten, zu dem sich Deine Sklavenseele nie erhebt? Soll ich Dir einen Gedenkbrief ins Gesicht schreiben, dessen blutige Züge Du nimmer auslöschen wirst?"

„Bravo, Tasso! Wackrer Kämpe! Reiß' ihm die Philisterseele aus dem Hals!" ließ sich lachender Zuruf vernehmen. Das Gemach hatte sich mit Studenten gefüllt.

„Es gelüstet mir nach Deinem Herzen!" fuhr Tasso fort. „Aber ich verachte Dich, und so sage ich Dir, Du bist ein Bube!"

Der Mißhandelte ward sprachlos vor Zorn. In kochendem Grimme zog er einen Dolch aus dem Busen und warf ihn nach dem Dichter. Das mörderische Eisen verfehlte jedoch sein Ziel. Die Rauflust der Studenten hatte bei diesem Mordversuche ihren Damm gesprengt. Rasselnd zogen sie die mächtigen Klingen und ließen sie auf dem Rücken des erbarmungswürdigen Kritikers tanzen, indem sie den „Philisterteufel" austreiben wollten.

Metelli zog den jungen Freund mit sich aus dem Getümmel.

12.

Da lag sie, eine starre Leiche
Tasso, Nächte.

„Nein, und wenn sich Himmel und Erde gegen mich verschworen hätten, ich könnte nicht aufhören mit Dichten! Was sollte mir denn das Leben, ohne die Zauberwelt der Poesie? Ohne sie wäre ich nichts, ein Körper ohne Seele, zum Lastthier herabgesunken! Wie leer und kalt dünkt mir das Leben, ohne die göttliche Kunst, eine Last, eine Zeit der Prüfung: mit ihr wird es zum Himmelreich. Ich kann dem Wogendrange in meiner Brust nicht steuern, ich kann die schale Wirklichkeit mit meinen goldenen Träumen nicht vertauschen! Ich bin zum berechnenden Vernunftmenschen verdorben, ich kann und will nicht in das Joch zurückkehren, das ich abgeschüttelt, und sollte ich auch zu Grunde gehen!"

So sprach Tasso zu Metelli, als sie in dessen Wohnung angekommen waren.

„Folgt nur der Stimme Eures Herzens," antwortete der bejahrte Freund; „sie führt Euch gut. Verachtet diese Erbärmlichen und sucht Euren Lohn in der eigenen Brust. Kann ja doch weder Gold noch Ruhm den süßen Genuß am selbsterschaffenen Werke aufwiegen."

Tasso brach ab. „Sagt Signor," begann er von Neuem; „wie steht es mit dem räthselhaften Marchese Fureno? Dieser Mann erregte lange schon meine Neugier, und als ich von hier abreiste, stand er eben auf dem Punkte, sich mit der Contessa Peretti zu vermählen."

„Man munkelt so Mancherlei," belehrte Metelli. „Die Contessina hätte lieber den zehnten Grad des Fegefeuers erduldet, als Gattin des Marchese zu werden. Plötzlich erscheint der Signora verschwundene Freundin wieder, und am andern Tage steht die Villa des Marchese leer. Wie das zusammenhängt, mag der Himmel wissen. Des Grafen Strenge war Schuld, daß die schöne Widerspenstige seit jener Zeit kränkelte. Sie soll einen unbekannten Cicisbeo haben und der Vater nicht abgeneigt sein, die jungen Leute zu beglücken, um die Tochter zu retten. So viel weiß ich von der Sache, amicone."

Tasso hatte gespannt zugehört und brach nun, sich entschuldigend und ein wichtiges Geschäft vorschützend, rasch auf. Metelli sah dem Jünglinge kopfschüttelnd nach. —

Ein kostbares Exemplar seines Rinaldo inamorato bei sich tragend, schritt Tasso nach dem gräflichen Palaste und begehrte Einlaß. Ein Diener führte ihn durch Gemächer und Korridore. Da öffnete sich neben ihm eine Thüre, und ein Blick in das geöffnete Zimmer bannte seine Schritte. Wie wahnsinnig

stürzte er hinein und stand, zur Bildsäule entgeistet, vor der traurigsten Gruppe. Auf einem Ruhebett lag bleich und mit gebrochenem Blick die vormals so schöne, blühende Rosaura. Neben ihr kniete die weinende Arabella; der Arzt und mehre Diener standen ihr zur Seite. Gegenüber stand die hohe Gestalt des Grafen, ein starres Bild des Jammers, die Hände gefaltet und gewaltsam die Thränen zurückpressend. Tasso's Erscheinen zog das Staunen der Anwesenden auf sich, doch dies wurde noch vergrößert, als er, das schöne Buch in erhobener Rechte, neben Rosaura niederstürzte und ihr den goldgedruckten Titel des Buches entgegen hielt. Die Sterbende öffnete die halbgebrochenen Augen, blickte selig lächelnd die Schriftzüge an, machte eine Anstrengung aufzustehen, flüsterte leise, kaum hörbar, „mein Tasso!" und das junge Leben floh im letzten Kusse des Geliebten! —

Dies war das erste Trauerspiel im Leben des unglücklichen Dichters. — —

Ein Stück Künstlerleben.

Ein nebliger Herbstabend war früh hereingebrochen. Der Markt und die Grimmaische Straße in Leipzig waren noch belebt von dem Gewühl des Meßverkehrs; lustige Lieder hallten dumpf aus den unterirdischen Weinstuben herauf in das Geschrei der Ausrufer und Krämer, in das Getöse der geschäftigen Menge. Die berühmteste dieser Weinstuben, Auerbachs Keller, war bereits von zahlreichen Gästen besetzt. Nicht helles Gaslicht beleuchtete, wie heut' zu Tage, elegant tapezirte Wände; eine von der gewölbten Decke herabhängende Oellampe breitete kaum ein Dämmerlicht über die gebräunten Mauern, deren einziger Schmuck jenes alte Gemälde von dem Faßritte des berühmten Magiers Faustus war. Im Schatten dieses Zwielichts saßen die Gäste an langen Tischchen, auf hölzernen Schemeln oder Bänken, vor sich den goldblinkenden Rebensaft, der so unerschöpflich zu sprudeln schien wie weiland unter Mephisto's zauberkräftiger Hand.

Auerbachs Keller war zu der Zeit, von der wir sprechen, der Sammelplatz der hervorragendsten Geister in Kunst und Wissenschaft, die das deutsche Kleinparis besaß. Wer jung war oder mit den Jungen sich gern des Lebens freute, der pflegte zu bestimmter Abendstunde sich hier einzufinden und konnte versichert sein, Geistesverwandte zu finden. Es ging mitunter locker genug her in diesem dem Bacchus geweihten unterirdischen Tempel, denn alle kleinliche Rücksichten des gemeinen bürgerlichen Lebens verschwanden unter des Weingotts roth und goldner Fahne; man wollte genial sein, und genial hieß damals nicht viel mehr, als Trotz bieten aller gesellschaftlichen Sitte, aller philiströsen Nüchternheit.

Es hatte sich schon ein kleiner Kreis um den Tisch gebildet, an welchem die jungen und alten Schöngeister und Künstler Leipzigs ihre Sitzungen zu halten pflegten. Einer der älteren Mitglieder dieses Kreises war der treffliche Doles, ein Schüler des großen Sebastian Bach und nach dem Tode dieses Meisters Cantor an der Thomasschule, ein lebenslustiger Fünfziger, der aus allen Stürmen eines vielbewegten und nicht immer von der Glückssonne beschienenen Künstlerlebens einen freien Lebensmuth und ungetrübte Gemüthsheiterkeit gerettet. Er schien heute vorzugsweise das Gespräch zu führen.

„Es mag immerhin wahr sein, was viele von den Altklugen und Nüchternen meinen,“ sagte er,

„daß das Genie nicht in dem Excentrischen und Ungewöhnlichen liege, aber man sollte und müßte doch einen andern Maßstab an die Natur des Künstlers legen, der oft genug sein äußeres Selbst der Kunstidee zu opfern gezwungen ist, als an das Wesen eines gewöhnlichen Menschen, den wir im gemeinen Leben Philister zu bezeichnen pflegen. Ich will nicht leugnen, daß dem Ansehen der Kunst selbst Eintrag geschehen ist durch das wüste Gebahren einzelner Künstler, maßen mein guter Freund Biedermann sich ja nicht entblödet, musice vivere heimtückischer Weise mit liederlich leben zu übersetzen. Ich selbst bin, wie männiglich bekannt ist, durch ein Leben von Mühsal in die Jahre gekommen, wo man die Falten im Gesicht nicht gerne Lügen straft durch Tollheiten und Leichtsinnsstreiche, wie man sie nur der Jugend verzeihen kann, jedennoch muß ich ernstlich Einsprache thun, wenn man den Friedemann, den ich von ganzem Herzen meinen Freund nenne, verunglimpfen zu dürfen meint, weil er sich nicht in der Menschen Weise findet, weil er mit Unarten behaftet ist, die allerdings dem nüchternen Menschenverstande nicht gefallen wollen und können. Ich sage euch, wir Alle sind nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen, so groß und erhaben in unserer Einbildung wir uns auch dünken mögen. Bei dem Friedemann ist nur die Schale rauh, der Kern ist gut und vortrefflich. Nennt mir doch einen unter unsern heutigen Musikern, der ihm das Wasser reichte! Hat doch sein

Bruder Philipp Emanuel selbst gesagt, der Friedemann wäre der Einzige, der den alten Sebastian würdig zu ersetzen fähig wäre. Ich möcht' ihm mit einem Diamant vergleichen, der lange im Schmutz gelegen hat; der Schmutz gehört der Welt an, die um ihn ist, der Diamant aber ist er selbst, wie ihn Gott in diese Welt der Mängel gesetzt hat. Und ich sage euch, der Diamant bleibt Diamant, ob er in Gold gefaßt ist oder in Koth!"

Doles war während dieser Vertheidigungsrede ordentlich heftig geworden, so daß einer seiner jüngeren Bekannten ihn zu begütigen für nöthig hielt. „Nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, liebster Maestro!" sprach er. „Es ist wohl nicht Einer unter uns, der den Friedemann Bach nicht hochachtete als großen Künstler und besonders großen Fugisten, und was unser vorhinniges Gespräch betrifft, so galt es ja auch nicht dem Künstler, sondern dem Menschen, und zwar dem äußern Menschen, dem, was Ihr bezeichnend den Schmutz der Welt nennt. Den Humor davon herauszufinden, daß der göttliche Funken oft in einem elenden Kieselstein vergraben liegt, dies Bestreben kann den Genius weder beleidigen noch herabwürdigen. Und sollen wir nicht lachen, wenn wir sehen, wie der große Friedemann Bach, um ja nicht wie sonst das Orgelspielen zu vergessen, am ersten Pfingstfeiertage früher als gewöhnlich in die Kirche geht, sich in die Frauenstühle setzt mit den Orgel-

schlüsseln in der Tasche, auch dann noch ruhig sitzen bleibt, als Alles versammelt ist und das Präludium beginnen soll, und wie er dann, als die Gemeinde unruhig wird, den Kopf schüttelt und murmelt: „Nun soll mich's doch wundern, wer heute Orgel spielen wird?"

Diese damals noch wenig bekannte Anekdote erregte ein allgemeines Gelächter, in welches Doles wider seinen Willen einstimmte. „Lacht nur," sagte er dann halb ärgerlich, „der Friedemann Bach bleibt doch der größte Orgelspieler und der tiefste Musikgelehrte in Deutschland! Und er soll leben! Da muß jeder brave Mann mittrinken!"

Die Gläser klangen an einander; noch war aber der letzte Laut des Hochs, das man dem Gegenstand der Unterhaltung brachte, nicht verstummt, als neue Gäste die Treppe herabpolterten und eine rauhe Stimme sich vernehmen ließ: „Nur mir nach, Kinder! Hier musicirt, so viel ihr wollt, und wenn die Philister häßliche Gesichter machen und nicht mit Silber vom Leder ziehen wollen, so bin ich noch der Mann, der Künstler zu erkennen und zu belohnen versteht!"

Doles war bei den ersten Worten des Freundes aufgesprungen und ihm mit den Worten „Lupus in fabula" entgegengeeilt. Der Fremde nahm mechanisch die ihm auf's Herzlichste gereichte Hand, und statt des warmen Willkommen des Cantors zu erwiedern, sagte er grob: „Das sag' ich Euch, Doles, wenn

Ihr in dem Loche da irgend welchen Einfluß habt, so sorgt Ihr dafür, daß die Kinder befriedigt von dannen ziehen!"

Der Cantor warf einen flüchtigen Blick auf des Freundes Schützlinge. Es waren einige Harfenistinnen, in ärmlichem Aufzuge, aber von eben nicht bescheidenem Wesen. „Meine Stimme gilt hier wenig," sagte er, „was aber mich und meine Freunde betrifft, so werden wir unser Scherflein gerne zu den übrigen zu legen. Du aber komm! Du findest Freunde, und das Gläserklingen, das Du eben noch gehört hast, galt Dir!"

Friedemann Bach ließ sich an den Tisch der Musenfreunde führen, während die Harfenistinnen in einem Winkel des Kellers Platz nahmen. Er wurde ehrfurchtsvoll begrüßt und willkommen geheißen, erwiderte aber den Gruß nur durch ein flüchtiges, geringschätzendes Kopfnicken. Den Bündel, den er in der Hand trug, warf er in eine Ecke und ließ sich neben Doles nieder, in dem Thema seiner Rede fortfahrend: „So ist die Welt! Mancher sieht hoffährtig und verächtlich auf die armen Dinger dort, die doch mehr werth sind, als all' eure Zierdamen in Sammt und Seide! Es bettelt manches Genie auf der Straße, und ein Schafskopf spielt mit Millionen und dünkt sich was Rechtes, wenn er dem armen Schlucker einen Gnadenpfennig zuwirft. Wart', ich will euch die Kunst ehren und schätzen lernen!"

Diese rücksichtslose Sprache verursachte eine peinliche Spannung in der sonst so heitern Gesellschaft; glücklicher Weise war das eben beginnende Harfenspiel Schuld, daß Friedemann's Worte nicht über den vertrauten Kreis der Tischgenossen hinausdrangen. Doles suchte geschickt ein anderes Gespräch anzuknüpfen, indem er fragte: „Hoffentlich sind Sie doch diesmal nicht im Fluge hier, wie das letzte Mal, lieber Bach? Ihre Freunde möchten Sie gern länger als einen Tag genießen."

„Hab' ich doch immer gehört, daß ich eine ungenießbare Kost sei!" antwortete Friedemann mit hohlem Lachen. „Meine Freunde waren immer sehr bald der Freundschaft überdrüßig, wenn sie weiter gehen sollte, als über die Mauern des Weinkellers hinaus. Na, hab' ich wirklich Freunde hier, so hoff' ich diesmal ihre Geduld auf eine lange Probe zu stellen, denn ich gedenke vorläufig Leipzig nicht mehr zu verlassen, es sei denn, daß ich es unter den Krämern und Pfeffersäcken selbst nicht mehr aushielte!"

„Wie?" rief Doles überrascht. „Und Ihre Stellung in Halle?"

„Ist zum Teufel!" lachte Bach. „Ja, hört die wunderbare Geschichte! Die Herren in Halle wollten mir mit dem Schneidermaße die Zeit zumessen, die ich an der Orgel sitzen sollte. Sie meinten, die göttliche Musika schwäche den Eindruck der Predigt bei der andächtigen Gemeinde. Dazu sagt' ich nein,

schnürte mein Bündel — es war in einer Stunde abgemacht — und bin nun hier. Was sagt ihr dazu, meine Herren? Ist das nicht ein närrischer Kerl, der Friedemann Bach, voll Launen und Trotz, so gar nicht nach dem Zuschnitt der Zeit. Ja, ja, das ist er. Aber er schiert sich weder um die Zeit, noch um die Menschen, und will lieber verhungern, als ein unterthäniger Speichellecker sein!"

„Das werden Sie nicht, Sohn meines unsterblichen Lehrers!" versetzte Doles mit einer gewissen Rührung. „So lange ich selbst noch einen Bissen Brodes habe, ist auch für Sie der Tisch gedeckt."

„Ich weiß, Ihr seid ein guter Kerl, eine ehrliche Haut, wie man sie eben nur noch unter den ächten Künstlern findet!" entgegnete Bach. „So schlimm wird's auch wohl nicht werden, der Teufel müßte denn die Hand im Spiele haben." Er ergriff hastig sein gefülltes Glas und wollte es zum Munde führen, als eine der Harfenistinnen an ihm herantrat, um ihm den schon mit einigen Silberstücken belegten Teller zu präsentiren. Bach, der in gänzliche Zerstreuung versunken zu sein schien, goß sein Glas auf den Teller der Künstlerin aus, daß der Wein weit umher spritzte. Das Mädchen trat einen Schritt zurück, und Doles hatte kaum noch Zeit, ihren ausbrechenden Unmuth durch ein blankes Geldstück zu beschwichtigen. Friedemann hatte nun aber auch gesehen, was er gethan, griff in die Tasche und warf

alles Geld, was er mit der Hand erfaßte, auf den Teller der Harfenistin, die über diese Entschädigung für die scheinbare Beleidigung eben so erstaunt als erfreut war.

Doles schüttelte mißbilligend den Kopf und murmelte seufzend: „Noch immer der Alte!“ Und in der That schien Friedemann nicht geneigt, ein neues Leben zu beginnen. Er leerte ein Glas nach dem andern, und die Umsitzenden ermangelten nie, das geleerte immer wieder zu füllen, während der verständige Doles mit Besorgniß dem trunkenen Zustande des Freundes entgegensah. Dieser Zustand blieb nicht aus. Friedemann's Zunge begann schwerer zu werden, und immer gereizter und heftiger wurde seine Rede gegen die kalte, gemüth- und poesielose Welt, die den Künstler im Staube der Mühseligkeit und Entbehrung verkümmern lasse und sich doch das Ansehen gebe, als pflege sie der Kunst mit mäcenatischer Freigebigkeit. Endlich fand es Doles gerathen, Friedemann zu entfernen, ehe die Geister des Weins seine Sinne ganz umdüsterten. Dies kostete viele Mühe und gelang erst nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen und als der größte Theil der Gesellschaft sich mit entfernte.

Doles führte den Freund nach seiner Wohnung, aus zarter Rücksicht für dessen Ruf, den er gefährdet glaubte, wenn er ihn in trunkenen Zustande in einen Gasthof, unter fremde Menschen bringe, die dem

Künstler nicht zu gute hielten, was der Mensch verbrach. So geräuschlos als möglich quartirte er ihn ein, um seine Nichte nicht zu beunruhigen, deren Blicken er ein widriges Bild verbergen wollte. Friedemann wollte zwar noch musiciren, gab aber endlich grollend den Bitten des Freundes nach, legte sich trotzig schweigend zu Bett und schlief bald ein.

Es war hoch am Tage, als er erwachte. Doles hatte seine Nichte von dem unerwarteten Besuche unterrichtet, weshalb diese den Gast auf's Freundlichste beim Frühstück empfing. „Sie sind von Angesicht Paulinen zwar fremd, lieber Bach," sagte Doles; „aber Ihr Geist ist es nicht. Mein gutes Schwesterkind ist eine kleine Virtuosin auf dem Klavier, und Ihre Klaviersonnaten sind es besonders, in denen sie mit einer kleinen Dosis weiblicher Eitelkeit zu glänzen strebt."

Pauline erröthete, weniger über das scherzhafte Kompliment des Onkels, als vor dem Blicke des Fremden, der starr und durchbohrend auf ihr ruhte und sie mit einer seltsamen Gluth verfolgte, was sie auch beginnen, wohin sie sich auch wenden mochte. Scheu und geängstigt verließ sie, sobald als schicklich, das Zimmer.

Doles hatte nichts bemerkt. „So leb' ich in meiner stillen Häuslichkeit!" sprach er heiter. „Ich fühlte mich so einsam in meinen vier Wänden nach dem Tode meiner Frau. Kein liebes Gesicht lächelte

mir freundlich entgegen, glättete mir die Falten von der sorgenvollen Stirn; ich hatte keinen Menschen, mit dem ich Leid und Freude theilen konnte, und es war mir oft, als grinzten mich die Wände höhnisch an. In solchen Momenten bewies auch die Musica ihre Kraft nicht. Es ist halt nicht gut, daß der Mensch allein sei. In der Einsamkeit bemächtigen sich trübe Gedanken der Seele des Menschen. In ein neues Band der Ehe zu treten, kam mir wie eine Thorheit vor. Liebe kannst Du doch nicht mehr erwecken, sagt' ich mir. Es bliebe Dir also nur die Wahl, ein edles, an Dich gefesseltes Wesen unglücklich zu machen, oder in den großen Orden der betrogenen Ehemänner zu treten, und vor Beidem mag Dich Gott bewahren! So entschloß ich mich denn kurz und nahm das verwaiste Kind meiner Schwester zu mir, indem ich so zugleich an mir und an ihr ein gutes Werk vollbrachte."

„Ja, böse Gedanken kommen in der Einsamkeit!" antwortete Bach nachsinnend; „aber auch große und herrliche! Ihr versteht die Einsamkeit nicht, Doles! Der Künstler muß allein stehn, denn auch die Kunst steht einsam in der Welt." Hierauf versank er in Schweigen und Zerstreuung, und Doles glaubte seinem Freunde nicht besser dienen zu können, als indem er ihn allein ließ.

Draußen harrte Pauline. „Wie gefällt Dir unser Maestro?" fragte Doles. Pauline schüttelte leise

den Kopf. „Er ist wohl ein großer Musiker,“ sagte sie, „aber mir ist so bange in seiner Nähe. Er sieht mich so seltsam an, als ob er ein böses Gewissen hätte. Lieber Onkel, ich werde nicht froh sein können, so lange er in unserm Hause ist.“

„Du bist ein Närrchen!“ scherzte Doles. „Meister Friedemann ist etwas übernächtig, das ist Alles! Kehre Dich nichts an sein Aeußeres, er ist von Grund aus ein herzensguter Mensch.“ —

In diesem Augenblicke klangen Töne aus dem Zimmer, in welchem Bach sich befand, und gestalteten sich zu einer milden, herzenbewegenden Melodie. „Horch!“ sagte Doles. „Wie lautere Perlen fallen die Töne aus seiner Seele. Wer so zu spielen versteht, der ist gewiß kein böser Mensch!“

Es vergingen mehre Tage. Bach hatte ein eigenes Quartier bezogen, zur großen Herzenserleichterung Paulinen's, die sich nun auch mit dem seltsamen Meister zu versöhnen begann, obgleich sie immer noch in seiner Gegenwart scheu und befangen blieb. Seine Zukunft wollte sich noch nicht gestalten; denn er war eines Theils zu stolz und andern Theils so leichtsinnig unbekümmert, daß er keinen Versuch machte, eine feste Stellung zu gewinnen. Seinen Freund Doles besuchte er fast täglich, denn er wußte es wohl, daß er es am redlichsten mit ihm meinte. In seiner Gesellschaft legte er viel von seinem rohen, mürrischen Wesen ab; dagegen litt seine Zerstreuung, die ihm

so viel Unheil schon bereitet, keine Veränderung. Es war ihm ein Leichtes, des abwesenden Freundes auf Kohlen gesetztes Abendessen unbewußt zu verzehren, Löffel und Gesteck in die Tasche zu nehmen und beim Vorhalten zornig zu werden, bis ihn die stummen Zeugen in der Tasche überführten.

In ziemlich aufgeregtem Zustande kam er eines Abends in Doles Wohnung. Der Cantor war abgerufen worden, Pauline war allein zu Hause. Sie empfing ihn mit Befangenheit und Besorgniß, denn aus seinen Augen loderte wieder jene unheimliche Flamme, die das Mädchen bei ihrem ersten Begegnen mit Friedemann so erschreckt.

„Onkel ist nicht zu Hause," sagte sie ängstlich; „wollen Sie ihn vielleicht aufsuchen, Herr Bach?" Und sie nannte ihm einen Ort, der ihr eben einfiel, um den Lästigen nur zu entfernen.

„Danke schön, Mademoiselle!" entgegnete Bach. „Wüßte eben nicht, was mich veranlassen sollte, von Ihrer gütigen Anweisung zu profitiren. Bin ja aufgehoben, wie in Abrahams Schooß, und mein vortrefflicher Freund selbst könnte mir die liebenswürdige Unterhaltung nicht ersetzen, die ich in Ihrer Gesellschaft zu genießen hoffe, allerschönste Jungfrau."

„Sie scherzen, Monsieur Bach!" versetzte Pauline erröthend. „Womit sollte ich, das arme, ungelehrte Mädchen, Sie unterhalten? Ziehen Sie es vor, Onkels Zurückkunft abzuwarten, so wird Ihnen das

Klavier dienen, die träge Zeit zu tödten. O nicht wahr, Sie spielen mir eine Ihrer göttlichen Fugen vor?“

„Nein, meine liebe Demoiselle,“ antwortete Bach trocken. „Ich will heute nicht musiciren, ich will nicht! Tod und Teufel, ich habe lange genug die göttliche Kunst wie ein Handwerk behandelt, habe gehorsamst in die Tasten gegriffen, wenn es einem Narren einfiel, zu befehlen: Monsieur Bach, ich habe Langeweile, ich will amüsirt sein. Aber ich will nicht mehr; ich bin ein Künstler und will mir nicht befehlen lassen!“

„Aber, mein Herr!“ sagte Pauline, erschreckt durch Bach's Heftigkeit.

„Ich bitte recht schön um Verzeihung, liebste Demoiselle!“ entgegnete Friedemann, wieder zu sich selbst kommend. „Auf Sie war das nicht gemünzt, und ich will Ihnen auch gerne vorspielen, so viel Sie wollen, so oft Sie wollen, nur jetzt nicht! Nein, jetzt nicht!“ fuhr er mit wieder steigender Heftigkeit fort. „Ich finde vielleicht eine solche Minute nie wieder, wo ich Ihnen sagen kann, daß ich ein unglücklicher Mann bin, daß ich ein Wrack bin, eine elende Ruine! O und ich war doch einst ein so stolz mit vollen Masten segelndes Schiff, ein festes Schloß, das allen Stürmen trotzen zu können meinte. Und wissen Sie, wer mich elend gemacht hat?“ Er schluchzte und weinte. Pauline fühlte das herzlichste Mitleid mit ihm. Auch in ihr Auge kamen Thränen. Sie hatte keine Furcht

mehr vor dem unglücklichen, weinenden Manne, sie näherte sich ihm und legte tröstend die Hand auf seinen Arm. Bach fuhr auf und ließ die glühend rollenden Augen auf der schönen Mädchengestalt haften. „Was mich elend gemacht hat, kann mich auch wieder glücklich machen!“ rief er aus und ergriff des Mädchens Hand. „Die Liebe hat's gethan und ich liebe Sie, Pauline, Sie! Mit der Gluth eines Jünglings liebe ich Sie! Du kannst wohl sagen, Mädchen, ich bin fast ein Greis, ich könnte eher Dein Vater sein, als Dein Geliebter! Aber hast Du nie gehört, daß der alte Wein am feurigsten glüht? Mein Herz ward verkohlt, als es noch jung war! Ich hab' es nie wieder feilgeboten, ich habe nie wieder Flammen darin zu erwecken gesucht, bis heute. Heut aber brennt es in lichten Flammen. Gilt Dir aber der Stolz nichts, ein Herz, das mit der Welt gebrochen, wieder mit der Welt zu versöhnen? Mädchen, Du hast mehr gethan, als einen Herkules an den Spinnrocken geführt!“

Pauline suchte sich angstvoll den Händen Bach's zu entringen. „Um Gottes willen, lassen Sie mich!“ rief sie. „Sie scherzen so fürchterlich!“

„Ich scherze!“ entgegnete Friedemann erregt. „Wenn ich auch noch jung genug bin, zu lieben, so bin ich doch zu alt, zu scherzen! Fühle, Mädchen, wie meine Lippen glühen! O es ist nur ein schwacher Abglanz gegen den Brand, der da innen wühlt. Die Gluth der Hölle ist Kinderspiel dagegen!“

Er wollte sie umfangen und zum Kusse zwingen, sie aber rang mit ihm einen Kampf der Verzweiflung und rief endlich in ihrer Seelenangst um Hülfe, obwohl sie wußte, daß Niemand sie hören konnte. Da wie von Gott gesandt, trat Doles in's Zimmer. Er ließ vor Ueberraschung den silberbeschlagenen Stock fallen, und dies Geräusch, so wie sein zorniger Ausruf: „Monsieur Bach!" klangen wie Musik in Paulinen's Ohr, die sich nun mit einer Gewaltanstrengung frei machte und an die schützende Brust des Onkels flüchtete. Bach stand mit hochgerötheten Wangen und niedergeschlagenen Augen, wie ein Verbrecher. Doles Lippen bebten vor Zorn, nur die sanfte Gewalt Paulinen's hielt ihn zurück. „Er ist berauscht!" flüsterte sie. „Wir wollen ihm vergeben!"

Doles hatte sich bald wieder gefaßt. „Monsieur Bach!" sagte er mit Ruhe, aber in einem entschiedenen Tone. „Das war nicht gehandelt, wie ein Ehrenmann, wie ein Friedemann Bach handeln soll! Sie werden morgen bereuen, was Sie heute gethan, und dem Reuigen wird gern vergeben werden. Jetzt aber, Sie begreifen es, muß ich zur Beruhigung dieses armen Kindes wünschen, daß Sie dies Haus verlassen."

Bach ergriff schweigend Hut und Stock und ging. Doles begleitete ihn über den Vorsaal. Ehe er von ihm schied, sagte Bach: „Ich war ein Narr, ein recht alter, einfältiger Narr! Was hatte ich denn von der

Liebe zu hoffen, die mich einst unglücklich gemacht? Und damals war ich jung und jetzt ein Greis! Doles, Eure Nichte hätte mich wieder mit dem Leben versöhnt. Aber ich bin ein Narr! Lebt wohl! Vielleicht sehen wir uns nicht wieder!"

Doles war gerührt. Er wollte trösten, beruhigen; aber Bach stürmte eilig die Treppe hinunter. Doles kehrte seufzend ins Zimmer zurück. „Verzeih' ihm, dem Unglücklichen!" sagte er erschüttert zu Paulinen. „Er ist wohl mehr elend, als wir ahnen. Ach, ich fürchte, er ist dem Leben verloren!"

„Das war die Furcht, die ich von Anbeginn vor ihm hatte!" versetzte Pauline. „Gott im Himmel, was wäre aus mir geworden, wenn Sie nicht gekommen wären!"

„Er wird Dich nicht mehr beleidigen; er hat Abschied genommen!" entgegnete Doles trüb.

„Dem Himmel sei Dank!" konnte Pauline sich nicht enthalten zu rufen. Doles schied düster und gedankenvoll von ihr. —

Mehre Tage vergingen und Bach ließ sich nicht mehr in dem Hause des alten Freundes sehen, der umsonst alle Weinhäuser besuchte, wo Bach früher zu finden gewesen war. Ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, davon hielt ihn lange ein gewisses Gefühl ab, ein Gefühl, das er jedoch endlich zu überwinden wußte, indem er sich nach Friedemann's Wohnung begab. Der Gesuchte war nicht zu Hause und Niemand wußte

Auskunft zu geben. Doles ging mit wahrer Besorgniß. Was war aus dem Armen geworden? Mußte er nicht gänzlich der Verzweiflung, dem Elende anheimfallen, da der einzige Freund ihm fehlte, der ihn noch zuweilen die Bahn des Edlen zu führen verstanden hatte.

Der redliche Cantor betrauerte wahrhaft das Schicksal des Verlassenen und sagte darum ein freudiges Ja, als eines Tages ein armer Knabe bei ihm eintrat und anfragte, ob Herr Friedemann Bach kommen dürfe, um Abschied zu nehmen. Pauline entfernte sich erröthend, und Doles hieß den Freund mit einem Händedruck willkommen. Bach war ruhig, sein Wesen gemessener als sonst. „Ich konnte es nicht überwinden," sagte er, „ohne Abschied von hier zu gehen, wo ich so manche Liebe genossen."

„Wie konnten Sie so lange zürnen?" antwortete Doles. „O wie habe ich Sie gesucht, wie habe ich Sorge um Sie getragen! Sie konnten denken, wie wehe es mir that, in denselben Mauern mit Ihnen und doch fern von Ihnen zu sein! Aber Sie sprechen von Abschied."

„Ja, ein Abschied vielleicht fürs Leben!" versetzte Bach. „Ich verlasse Leipzig."

„Mein Gott! Und gehen wohin?"

„Wohin mich die Wogen des Zufalls treiben. Ich bin immer ein verschlagenes Schiff gewesen. Was soll ich hier noch? Ich bin zu nichts nütze hier.

Die Leute sind meiner satt und ich ihrer. Ich habe wandernde Künstler gefunden, böhmische Musikanten, mit denen gehe ich. Das wird ein wildes, freies Wanderleben; da behagt mir's am besten. In solchem Leben ist Musik, Genie! Zum Teufel mit dem Schlaraffenleben in Schlafrock und Pantoffel, hinter vier Wände ewig eingepfercht! Ich bin ein Wandervogel, der nicht gut thut, als in der Fremde. Noch Eins, Alter! Ich bin ein Narr gewesen, und daran war der verdammte Wein Schuld. Seid mir darum nicht gram, Ihr und Eure Nichte. Und wenn ich Letztere noch einmal sprechen könnte — in Eurer Gegenwart natürlich — es würde mir lieb sein, wenn Ihr aber nicht wollt —"

„Von Herzen gern!" antwortete Doles. „Pauline trägt Ihnen nichts nach. Sie ist ein gutes Kind und — ich will sie rufen."

Er ging und kehrte nach wenig Minuten mit Pauline zurück. Das Mädchen näherte sich scheu und verwirrt. „Da ist mein Herzenskind," lächelte Doles, „und nun lassen Sie sich selbst sagen, daß sie Sie vollkommen absolvirt hat."

„Es wäre mir lieb, wenn ich Sie nicht erst darum zu bitten hätte, wertheste Jungfrau!" sagte Bach. „Ich war nicht bei Troste, ich wußte nicht, was ich that. Aber ich weiß, daß ich mit der aufrichtigsten Zuneigung zu Ihnen von hier gehe und daß ich gerne ein Freund dieses Hauses bleiben möchte, mag das

kleine Geschenk beweisen, das ich Ihnen hier hinterlasse. Sie spielten meine Sonaten gerne; diese hier hab' ich besonders für Sie komponirt, Jungfrau. Mögen Sie dabei stets Ihres unglücklichen und treuen, wenn auch fernen Freundes denken."

Er hatte bei diesen Worten ein Notenheft aus der Tasche gezogen und überreichte es Paulinen, die es überrascht und zögernd annahm. In Doles Augen glänzten Thränen; auch Pauline war gerührt und sprach ihren wärmsten Dank aus uud versicherte den unglücklichen Künstler ihrer fortdauernden Freundschaft.

Bach riß sich plötzlich los und stürmte hinweg. Es war ihm so seltsam weich und warm ums Herz geworden. Doles folgte ihm. Bach's Gefährten, eine Bande fahrender Musiker, waren schon zum Aufbruche bereit. Als er Friedemann zum letzten Abschied umarmte, ließ er eine Geldrolle in dessen Tasche gleiten; dann wandte er sich weinend ab. — —

Sein dürftiges Bündel in der Hand, zog Friedemann Bach, der geniale Sohn des großen Sebastian, mit seinen böhmischen Gefährten durch das Land, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Schenke zu Schenke, musicirend, zum Tanze aufspielend. So erbärmlich oft dies fahrende Leben war, so tief sich oft die göttliche Kunst in den Schmutz der Gemeinheit tauchte, so gefiel es unsrem verwahrlosten Freunde doch wohl. Es war ein gewisser Rausch, in dem er sich

befand und den er durch künstliche Mittel zu erneuern wußte, wenn Abspannung eintreten, wenn der nüchterne Verstand, wenn der Stolz des großen Künstlers sein Recht behaupten wollte.

So kam die Gesellschaft in die Nähe von Braunschweig. Ein stattliches Schloß lag an ihrem Wege, winkte gastlich. Einer der Prager kannte von früheren Fahrten her den Besitzer als einen warmen Verehrer der Tonkunst. Hier hoffte man Rast zu halten, Reisebrod zu gewinnen. Die Antwort auf die Bitte der Künstler, vor dem Schloßherrn spielen zu dürfen, lautete befriedigend. Jubelnd zog die Schaar in das Schloß ein; die Instrumente, fast die ganze Habseligkeit der Musenjünger, wurden ausgepackt.

„Der alte, finstre Mann gehört auch zu Euch?“ fragte ein Diener den Prager, der aus frühern Zeiten hier bekannt war. „Herr, der sieht einem Bettler eher ähnlich, und ich möcht' ihm nicht allein im Walde begegnen. Was ich auch noch sagen will! Ihr dürft Euch zusammennehmen heut'; denn es ist ein großer Kenner zum Besuche bei dem gnädigen Herrn.“

Die Gesellschaft wurde mit Freundlichkeit vom Schloßherrn aufgenommen. Seine Frau, zwei erwachsene Söhne und eine Tochter, sowie mehre benachbarte Landedelleute mit ihren Frauen, die zum Besuche gekommen waren, bildeten das Publikum. Der Gutsherr selbst stand neben einem schlicht geklei=

deten Mann, den er mit großer Aufmerksamkeit zu behandeln schien.

Mehre Ensemblestücke wurden mit Wohlgefallen und anerkennendem Beifall aufgenommen. Da setzte sich der alte, finstere Mann, den der Diener für einen Bettler gehalten, an den Flügel. Er schlug an, ein scharfer, schriller Ton drang aus den Saiten und erfüllte alle Anwesenden mit einem seltsamen Gefühle des Beklommenseins, fast der Mißstimmung. Aber der fremde Künstler griff voller und voller in die Tasten, und ein Meer der herrlichsten, eigenthümlichsten Melodien fluthete und rauschte so wunderbar bezaubernd, daß die Lippen der Zuhörer zitterten, viele Augen von Thränen feucht wurden. Und der schlichte Mann neben dem Schloßherrn rief im Uebermaße der Bewunderung: „Das ist mein Bruder Friedemann oder der Teufel!“ eilte auf den Fremdling zu und schloß ihn jauchzend in die Arme.

„Friedemann!“ „Philipp!“ Die Brüder haben sich erkannt. Freudeweinend liegen sie sich Brust an Brust. Aller Augen hangen an der seltenen Scene. Friedemann reißt sich zuerst los. Die kaum aufgethaute Rinde um sein Herz ist schon wieder erstarrt.

„Es ist wohl eine rührende Geschichte,“ sprach er mit bitterem Humor, „daß sich Brüder so wieder finden, der Eine hoch in Ansehen und Ehren, der Andere als Bettelmusikant. Ich bin nie ein Schooßkind des Glücks gewesen!“

„Du kannst es werden, wenn Du nur willst!“ versetzte Philipp. „Du bist hinfort mein Gast, bis eine Stellung sich Dir bietet, die es werth ist, daß ein Sohn unseres Vaters, daß sie ein Friedemann Bach nicht verschmäht.“

„Meinst Du?“ antwortete Friedemann spöttisch. „Ich aber glaube nicht. Ich liege keinem Menschen gern allzulange zur Last, und ich eine Stellung erhalten, die mir gefällt? Ja, wenn ich nicht der wäre, der ich bin! Wenn ich scherwenzeln könnte und wedeln, wie ein Hund, wenn ich sein könnte, wie ein abgerichteter Pudel!“

„Aber was willst Du beginnen?“

„Wandern!“ entgegnete Friedemann lustig. „Sieh, das Wandern gefällt mir. Man ist keines Herren Knecht, überall zu Hause und doch kein Ofenhocker. Gefällt es mir hier nicht, gefällt mir's da. Meine Gesellen da sind kerngute Jungen und ehrlich! Und es sind Künstler. Man ist immer unter Standesgenossen.“

„Aber die Zukunft, Friedemann!“

„Kümmert mich keinen Deut! Wo sie mich begraben, gleichviel! In der Fremde ist mir's wohl; ich will auch im Tode unter Fremden sein. Und nun leb' wohl! Meines Bleibens hier ist nicht. Diese Gesichter ängstigen mich. Möglich, daß sie Theil nehmen an mir; aber ich bin der Theilnahme nicht gewöhnt?“

Umsonst waren alle Bitten und Vorstellungen von Seiten Philipp's, des Schloßherrn und seiner Gäste, die sich um den Künstler gedrängt hatten. Friedemann blieb unbeweglich. Bald darauf zogen die Prager ab; er mit ihnen. Philipp sah ihm lange nach. Er zerdrückte eine Thräne im Auge und seufzte: „Fahre wohl, Du Armer! O wohl Dir, Vater, daß Du nicht mehr mit sterblichen Augen unter uns wandelst!!"

Raphael's Tod.

Wir führen Dich abermals, lieber Leser, in die Wohnung eines Künstlers, und zwar eines großen, göttlichen Künstlers. Mit Andacht und heiliger Scheu treten wir ein in den Tempel der Musen; die Stelle, wo wir stehen, ist heiliges Land, und des Genius Hauch umweht uns. Wir sind mitten in der großen, urheiligen Roma, und was mehr ist, wir sind in Italien, wo noch unsichtbar die Himmlischen wandeln, wo sich der Himmel herniedergelassen hat auf die Erde und sterbliche Menschen umfängt. Der Morgen ist kaum angebrochen und schon läuten die Glocken von allen Thürmen, und nach der Peterskirche wallen festliche Züge: es ist Charfreitag heute.

„Wo ist der Meister?“ so fragte ein kaum zwanzigjähriger Jüngling, der in die Werkstatt des Malers trat, einen andern, der im Anschaun eines Bildes versunken stand.

„Du weißt doch, Franzesco," antwortete dieser, „daß heute sein Geburtstag ist, und den fängt er immer mit einsamem Gebet an. Auch jetzt ist er droben in seinem Kämmerlein und blickt in den schönen Morgenhimmel, denn der Meister ist fromm."

„Und gut und freundlich ist er, wie keiner, der so groß ist als er; aber wie wenige Menschen erreichen ihn auch! Michel Angelo ist groß, in Manchem vielleicht größer als er, aber diese engelgleiche Milde fehlt ihm, im Leben wie in der Kunst. Seine Gebilde setzen uns wohl in Erstaunen, aber die unseres Meisters bezaubern. Neid kennt er nicht; er möchte jeden so groß sehen, als er selbst ist. Wie anders Buonarotti! Dieser haßt die, die seinen Ruhm zu schmälern drohen! Stolz ist er auf seinen Ruhm, und selbst seine Gönner behandelt er mit Härte. Wie viel anders Raphael!"

„Thue dem Angelo auch nicht Unrecht, Franzesco; er birgt unter einem rauhen Aeußern einen guten Kern. Glaube mir, er ist nicht so, wie er scheint! Sein Herz ist gut und edel, aber er weiß sich nicht zu beherrschen. Er achtet im Geheimen unsern Meister, obgleich er ihn zu hassen scheint. Säh' er diese Madonna, gewiß, die Rinde würde von seinem Herzen springen und er würde hier in heiliger Andacht und Begeisterung anbeten. Welche himmlischen Züge, welche Klarheit auf der reinen Stirn, und wie sie den Jesusknaben so liebreich anlächelt, und dieser

Knabe selbst, welche engelgleiche Kindlichkeit! Die Gottheit blickt aus seinem Auge und aus dem Grübchen seines Mundes! Gewiß, unser Meister ist groß!"

Jetzt trat er selbst herein, der Jüngling von Urbino, bleich, aber freundlich, und rief den Schülern einen guten Morgen entgegen. Diese brachten ihm ihre herzlichen Glückwünsche dar und wünschten ihm langes Leben für die Kunst und für die Menschen.

„Wie es dem Ewigen gefällt," antwortete Raphael, „das aber wünschte ich noch, so lange zu leben, bis mein Werk, die Verklärung des Erlösers, vollendet ist; doch unterwerfe ich mich auch hierin dem Willen des Höchsten. — O könnte ich Dich noch vollendet schauen," fuhr er fort, indem er den Vorhang von der Staffelei zog, so daß ein großes, im herrlichsten Farbenschmuck prangendes Gemälde sichtbar ward: „könnte ich Dich noch vollendet schauen, wie gerne ging ich dann in das ewige Jenseits, hätt' ich dann ja doch Menschen gesehn, die mein Werk mit heiliger Andacht erfüllt! O es muß schön sein, so zu sterben!"

Seine Augen glänzten in erhabener Begeisterung, seine Seele war ganz in den göttlich hehren Gegenstand versunken. Die beiden Schüler wagten kaum zu athmen; sie betrachteten den jungen Meister als einen Gott, solchen Eindruck machte das wunderherrliche Gemälde auf sie.

„O redet nicht vom Sterben, theurer Meister,“ nahm endlich einer das Wort. „Ihr seid ein Mann, wie ihn nur in Jahrhunderten die Erde begrüßt, Gott kann Euch nicht in der Fülle Eurer Gesundheit dahin raffen, kann Euch nicht der Kunst rauben, der Ihr zu seinem Preise lebt. O gewiß nicht!“

„Ich danke Dir für die Liebe, guter Giulio,“ antwortete Raphael; „der Mensch ist nicht immer Herr seiner Gedanken; sie tauchten in der Seele auf, wie die Sterne am Himmel. Gott wird es gut machen. Ich möchte heute arbeiten; heute ist des Erlösers Todestag, ich werde das Fest nicht entweihen, wenn ihn mein Auge erblickt in seiner Verklärung, und meine Hand an die Leinwand fesselt, was ich erblicke in dem offenen Himmel der Phantasie.“

Er trat vor die Staffelei, und die beiden Schüler verließen in ehrerbietiger Scheu das Atelier, um den Sonnenflug des Meisters nicht zu stören. Die glänzenden Farben entflossen seinem Pinsel, und des Erlösers Antlitz trat mehr und mehr aus der Leinwand hervor. Doch der Maler hatte keine Ruhe, sein Herz klopfte ungestüm, seine Pulse flogen, die Hand zitterte und die Strahlen der Sonne beglänzten sein Angesicht. „Willst Du nicht mehr dem Geiste folgen, zitternde Hand?“ sprach er, indem er Pinsel und Palette bei Seite legte und gedankenvoll auf sein Gemälde blickte. „Die Sonne scheint aber auch so schön, der Himmel ist so blau und Gottes schöne

Natur so herrlich, daß es mich mächtig hinauszieht an ihren mütterlichen Busen! O wie unendlich groß ist doch der Schöpfer gegen den stümperhaften Nachahmer seiner Werke! Wie todt und kalt ist die schönste Malerei auf der Leinwand gegen den blumigen Smaragdteppich der Wiesen, das trauliche Dunkel der Bäume, die Gluth der Rose, den wunderbaren Aether, das weite Meer, und endlich gegen das Meisterstück dieser Schöpfung, den Menschen! Wie tief steht die Göttlichkeit, die der Genius in ein gemaltes Antlitz zaubert, gegen die Göttlichkeit, welche der allgütige Vater in die Züge seiner unverdorbenen Menschen legte! Die Verklärung des göttlichen Dulders, wie sie unter meiner Hand erblüht, o sie ist ein Atom gegen die Verklärung des Herrn in der schönen Gotteswelt. Selbst diese Madonna, die mich immer so freundlich grüßt und auch jetzt mir entgegenlächelt, wie weit ist sie von ihrem Urbilde entfernt, das ich mein nenne, das ich an mein bebendes Herz drücke, in dessen Augen ich neue Seligkeit lese und in allen dessen Zügen das Wort „Liebe" steht! O, meine Fornarina, mein Ideal, das Bild meiner Träume, wie bist Du schön, und wie unendlich liebe ich Dich und wie unendlich liebst Du mich! Das Leben ist schön an der Seite des geliebten Wesens. Es ist doch hart, aus den Armen der Liebe scheiden müssen, statt an des Liebchens warmen Busen in der kalten Erde ruhen müssen!" —

Er schob den Vorhang vor das fast vollendete Bild, drückte das schwarze Barett auf die langen, glänzenden Locken und schickte sich zum Gehen an.

„Ich will hinausgehen, vielleicht wird mir in dem Gedränge des Molo, oder unter der Säulenhalle des Vatikan besser. Auch sah ich sie ja heute noch nicht, das Licht meiner Augen; auf, hin zu ihr.“

Der Meister verließ die Werkstatt.

Nach kurzer Zeit begehrte ein Mann mit düster-blitzenden Augen und finstern Zügen Einlaß in des Meisters Atelier; einige Goldstücke erwirkten ihn vom Diener Gehör, und heftig schritt er diesem voran, der sich in eine Ecke zurückzog, um des Fremden Treiben zu beobachten. Unstät blickte er um sich, warf dann sein Barett auf den Tisch und fing an, die vorhandenen Gemälde und Modelle zu mustern. Der Sturm der Leidenschaft schien in ihm zu wüthen; er drückte die Hand krampfhaft auf das fieberisch pochende Herz; sein schwarzes Auge ward immer glühender, je mehr er die lebensfrischen Gemälde betrachtete. Plötzlich schlug er eine grausig gellende Lache auf, die dem ängstlich harrenden Diener durch Mark und Bein fuhr; er bekreuzte sich und schlüpfte in ein Nebengemach. „Ha, Madonna!“ murmelte der Fremde, „mich täuscht nicht Dein frommer Blick, heuchlerische Schlange! Fluch

dem, der Dein Urbild zur Gottesmutter verklären wollte! Nein, nein, eine Buhlerin wird nimmer zur Benedetta geheiligt! Du magst gemeine Seelen betrügen, mich nicht; mein Blick dringt tiefer und ich kenne Dich!" — Er ging weiter. Amor und Psyche strahlten ihm entgegen. „Was! auch hier grinst mich Deine Larve an?" knirschte er; „ist denn der Teufel mit mir im Bunde, der mich verfolgt und mir stets Dein Medusenhaupt entgegenhält?" — Er trat zum nächsten Bild, grimmig trat er einen Schritt zurück, denn des göttlichen Meisters Konterfei in Lebensgröße lächelte ihm zu. Der Fremde zückte den Dolch und durchstach die Leinwand in der Gegend des Herzens. „Könnt' ich Dich so vernichten, Verhaßter, der mir nicht nur die heimlich Geliebte, sondern mir auch den Ruhm stahl und mich zurückbannte in die Tiefe der Gewöhnlichkeit. Bist Du denn so ungeheuer groß, daß kein Adler Dich erreichen kann? Vielleicht überflügelt Dich ein Geier! Wer lehrte Dich das Geheimniß, in die Farben solches Leben zu hauchen? Aber weibisch wie Du selbst ist dies Leben, und doch betet man Dich an. Sei ein Mann, gib Deinen Figuren Kraft, und Du wirst zurücksinken von Deiner Höhe!" — Das milde Antlitz, von den wallenden Locken beschattet, schien ihn mitleidig anzusehn, aus der Leinwand herauszutreten und dem Unversöhnlichen die Hand zu reichen. Dieser schritt weiter. Das verhüllte, noch unvollendete Gemälde fiel ihm in die

Augen. Rasch schob er den Vorhang zurück, und wie vom Blitz getroffen, gleich dem Jüngling, der das Isisbild entschleierte, fuhr er zurück. Der üppige Farbenschmelz blendete ihm die Augen, daß diese übergingen in Thränen, und er lachte laut ob seinen Thränen. Er erhob den Dolch, das herrliche Werk zu vernichten, aber wie gelähmt sank ihm die Hand herab; er griff nach den Farben, sie über das Gemälde auszuschütten, doch die Hand ballte sich wie zur Faust und blieb wie eisern zusammengekrallt. Ein Geräusch hinter ihm erweckte ihn aus seiner Starrsucht. Er blickte um sich, und von Neuem schrak er zusammen. Fornarina war eingetreten. Fornarina war eine strahlende, üppige Schönheit. Dichte glänzende Rabenhaare waren in Flechten mit Blumen und Perlen durchflochten um die goldene Nadel geschlungen, die zugleich den feinen Schleier hielt, der über ihre Schultern flatterte. Schwarze Augen, kühn gebogene Brauen, eine vollendet schöne Nase und ein schwellender Korallenmund schmückten das reizende Oval des Gesichtes. Der Busen wogte unter der dünnen Hülle; ein silberner Gürtel schmiegte sich um den schlanken Körper und goldene Spangen zierten die runden weichen Arme.

Die schöne Bäckerstochter trug in einem mit Blumen bekränzten Körbchen Orangen, Melonen und Feigen. Sie war erstaunt, den Fremden hier zu finden, und fragte nach Meister Raphael. Der Fremde

lächelte höhnisch. „Sieh da, die schöne Fornarina," sagte er. „Dacht' ich doch, Raphael könne nirgends sein, als bei Euch, Madonna. Nun, Ihr müßt ihm verzeihen, dem Herzen läßt sich nicht gebieten. Vielleicht malt er eine der schönen Römerinnen für den Bräutigam, vielleicht auch nimmt er Glückwünsche von einem schönen Munde in Empfang, wer will es wissen."

„Ihr thut mir weh, Tomasino," entgegnete das Mädchen.

„Wirklich?" antwortete der Fremde. „Rache wollte ich nicht nehmen. Ihr habt meinem Herzen wehgethan, ich nicht dem Eurem."

„Wie meint Ihr das?" fragte Fornarina.

„Ihr sollt es wissen, Madonna. Ich liebte Euch — erschreckt nicht — als Euer Vater noch lebte, heimlich, aber aus treuer Seele. Euer Vater war ein wackerer Mann, Schade, daß er so frühe starb. Man sagt, er soll aus Gram über Euch gestorben sein, aber was konntet Ihr dafür, Ihr konntet dem Herzen nicht gebieten. Genug, ich liebte Euch, wie ein Mann nur lieben kann. Da kam Raphael. Er ist schöner als ich, ich weiß es. Ihr liebtet ihn und ich entsagte. Das ist meine Geschichte."

Fornarina war nachdenkend geworden. Der zündende Funken hatte gefangen, „Raphael könnte eine Andere lieben, sagt ihr?" fragte sie leidenschaftlich.

„Habe ich das gesagt? Nein, Euch kann er ge-

wiß nicht widerstehn, und schon die schöne Gabe, die Ihr ihm zu seinem Geburtstage bringt, müßte ihn für Euch gewinnen. Wie das Gold dieser Orangen ist seine Liebe, wie die Gluth dieser Melonen sein Herz. Ihr werdet siegen."

„Eure Worte schneiden mir durch's Herz," versetzte Fornarina. „Nein, nein; es kann nicht möglich sein. Raphael ist treu. Der Neid spricht aus Euch."

„Ich werde kein Wort mehr darüber verlieren. Glaubt Ihr, wenn ich meine Zuflucht zu niedrigen Mitteln hätte nehmen wollen, ich hätte deren keine gehabt? Ich besitze einen Balsam, der den zur rasendsten Leidenschaft gegen den Geber erweckt, der ihn kostet, aber ich wollte Liebe ohne Zwangsmittel gewinnen."

„Einen solchen Balsam besitzt Ihr?" antwortete das Mädchen gedankenvoll.

„Wie ich Euch sage; aber was kümmert es Euch? Wollt Ihr seine Kraft versuchen?"

„Nein — nein — nein! Jetzt nicht! Aber gebt her!"

Tomasino zog eine kleine Phiole aus der Tasche, die mit einer rothen Flüssigkeit gefüllt war, hielt sie gegen die Sonne und sagte höhnisch lachend: „Seht Ihr, wie flüssige Morgenröthe! o er ist gut, mein Trank!"

„Gebt her!" rief Fornarina, indem sie ihm die Phiole aus der Hand riß.

„Was wollt Ihr damit? Gebt sie mir!" Fornarina barg sie in ihrem Busen. „Nun denn, so wünsche ich Euch Glück, Madonna!" sagte Tomasino und ging.

Eine ungeheure Leidenschaft hatte sich des Mädchens Seele bemächtigt. Sie hatte des Malers Hohn nicht bemerkt, sie hatte nur Gedanken für den Dämon der Eifersucht, der aus dem Drachenzahn aufwuchs, den der listige Tomasino in ihr Herz gelegt. „Was war das? — Die Phiole brennt wie Feuer!" —

Der Eintritt zweier Personen störte sie aus ihren Betrachtungen; sie entfloh in ein Seitenzimmer.

Der Eine der Eintretenden war eine hohe ungebeugte Gestalt mit kräftigem Bart und finstern, majestätischen Zügen. Es war Michel Angelo Buonarotti. Der Andere war ein junger Mann, von blassem Aussehen und melancholisch-blickenden Augen. Es war Andrea, genannt il Tristo, ein Schüler des großen Florentiners.

„Da sind wir nun. Ich war schwach genug, Dir zu folgen, aber ich sehe nichts als eine gewöhnliche Malerwerkstätte. Was sollte ich sagen, wenn der Sbirrenhauptmann*) käme? Eine solche Demüthigung brächte mir den Tod."

---

*) So wurde Raphael von seinen Nebenbuhlern genannt, weil er stets von ihn bewundernden Künstlern umgeben war.

„Er wird noch nicht kommen,“ antwortete Andrea. „Seht Euch nur um; seht diese Madonna, Amor und Psyche, und hier des Meisters Bildniß selbst.“

„Wie ich hier schon zu Hunderten gesehen habe;“ antwortete Angelo grämlich. „Wahrlich deswegen brauchten wir uns nicht wie Diebe hier einzuschleichen.“

„Ein neues Bild steht auf der Staffelei. Wir wollen doch sehen.“

Andrea schritt darauf zu und blieb mit einem Ausruf der Ueberraschung stehen.

„Was hast Du, Andrea?“ fragte Angelo. Er folgte dem Schüler. Sein Gesicht zuckte zusammen, als er das angefangene Werk sah; doch war er zu sehr Herr seiner selbst, als daß er sein Gefühl hätte laut werden lassen.

„Die Zeichnung ist gut,“ sagte er gleichgültig, „auch das Kolorit gefällt mir. Das hat er immer verstanden. Wäre Raphael so groß in der Erfindung, als in der Ausführung, wahrlich, ich würde ihn bewundern.“

Angelo's Auge ward immer mehr von der Schönheit des Bildes gefesselt, er konnte sich nicht mehr davon abwenden.

„Das wird seinem Ruhm die Krone aufsetzen,“ fuhr er fort nach einer Weile. „Es übertrifft alle seine übrigen Werke an Schönheit. Wahrlich, Raphael ist ein Künstler!“

„O meines Lebens schönste Stunde hat geschlagen. Selbst ein Buonarotti nennt mich Künstler!"

Diese Worte sprach Raphael, der unbemerkt eingetreten und ein Zeuge von des Florentiners Benehmen vor der angestaunten Transfiguration gewesen war. Er sah sehr blaß aus. Angelo wandte sich entrüstet um. „Es ist nicht edel von Euch, mich zu behorchen," begann er mit schneidender Kälte. „Ihr habt mich schwach gesehen, das schneidet mir durch's Herz. Weil ich aber schwach war, so ist mein Ausspruch eine Uebereilung. Andrea, warum mußtest Du mich auch hierher führen."

„O wie glücklich bin ich, den größten Mann des Jahrhunderts in meinem Hause zu sehen!" rief Raphael aus. „Warum wendet Ihr Euch kalt von mir? Warum haßt Ihr mich, der ich Euch liebe und anbete? Ich verehre gern in Euch den Größern und trete willig hinter Euch."

„Wenn Ihr Selbstbewußtsein hättet, würdet Ihr es nicht thun;" antwortete Angelo. „Der Mann, der sich groß fühlt, soll sich vor keinem Andern beugen. Ich möchte nicht der Zweite sein! — Verzeiht, Signor, und haltet es nicht für unedle Neugier, die mich zu Euch führte. Ich war unbegreiflich schwach."

„Ihr dürft mich noch nicht verlassen," entgegnete Raphael. „Ein solches Glück ward mir noch nicht zu Theil." Dann rief er nach seinem Diener.

„Wer gab Eurem Bilde den Dolchstich, edler

Meister?" fragte Andrea. „Denn ein solcher scheint die Wunde in die Brust zu sein."

„Was ist das?" rief Raphael aus. „Unverletzt verließ ich es. Soll der Stich meinem Leben gelten? O das habt ihr nicht nöthig, der Tod kommt eurem Dolch zuvor."

„Das ist seltsam;" sagte Angelo. „Welcher Elende mag es gewagt haben?"

Raphael versank in Nachdenken. Da nahte sich Fornarina, umschlang den Geliebten und überreichte ihm das zierliche Körbchen mit den einladenden Früchten.

„Sieh da, Deine Liebe ist mir zuvorgekommen," sagte Raphael. „Dieweil ich Dich besuchen will, harrst Du auf mich, Du treue Seele. Dein Geschenk kommt zu rechter Zeit. Ich freue mich und Du mußt Dich auch freuen, es mit diesen Herren zu theilen."

Der Diener erschien und Raphael gab Befehl, Wein und Pokale zu bringen.

Fornarina konnte sich des Geliebten Betragen nicht erklären; er schien ihr frostig, und sie dachte wieder an Tomasino's Worte. Wie abgemessen waren seine Reden, wie kalt seine Umarmung, sein Dank! Was sieht die Eifersucht nicht alles Tadelnswerthes, wenn sie es sehen will.

Der Diener brachte Wein.

„Laßt uns zusammen den Labetrunk genießen, edle Herren, und auch Du, meine Fornarina."

Der Wein perlte in den Bechern; Buonarotti

trank, wenn auch widerstrebend. Mit einer raschen Bewegung hatte Fornarina die Phiole in Raphael's Becher ausgegossen. Ihr Herz pochte gewaltig; es war ihr so ängstlich, und doch wollte sie den Geliebten fester an sich ketten. Krampfhaft zuckte sie zusammen, als Raphael den Becher leerte. Wenn es Gift gewesen wäre? daran dachte sie erst jetzt. —

„Heilige Jungfrau, wie glüht meine Stirne!" sprach Raphael nach einer Weile. „Euer Feuerstrom rollt durch meine Adern."

„Der Wein ist feurig;" bemerkte Buonarotti.

„Dies Feuer wird mich verzehren. Ich hätte nicht trinken sollen, wußt' ich doch, daß ich den Tod im Herzen trug. Heute starb der Erlöser, heute ist mein Geburtstag, heute sollte auch mein Sterbetag sein! — Fornarina, liebst Du mich?"

Diese saß marmorbleich da. Thränen stürzten ihr aus den Augen, heftig umschlang sie ihn und bedeckte seinen Mund mit Küssen.

„Lass' ab, Geliebte;" sagte Raphael schwach. „Willst Du die Gluth vermehren, die in mir kocht? O wie wehe ist mir."

Buonarotti sah gerührt der Scene zu. „Euch wird besser werden, wenn der würzige Aether Euch umströmt," sagte er, indem er ein Fenster öffnete.

„Habt Dank für diesen Liebesdienst;" antwortete Raphael. „O wie mich Gottes milde Luft umströmt!

Wohl ist die Welt schön und das Leben! Auf diesen Lüftchen sollte sich meine Seele hinaufschwingen in das Reich der Seligen!"

„Du wirst nicht sterben, Raphael;" rief Fornarina wie wahnsinnig. „Gott muß mich erhören, wenn er die Menschen je geliebt hat! Erbarme Dich, gebenedeite Gottesmutter, um Deines Sohnes willen, erbarme Dich! Willst Du mich nicht erhören, Madonna? Wenn er stirbt, für den ich lebe, so folg' ich ihm in's Grab!"

„Tröste Dich, Geliebte!" sprach Raphael. „Du mußt leben, um an mich zu denken. Versprich mir, wenn Du mich je geliebt hast, nicht mit verbrecherischer Hand Deinen Lebensfaden zu durchschneiden."

Fornarina zuckte zusammen, doch versprach sie es. Raphael war schwächer geworden und hatte sich mit Hülfe Angelo's und Andrea's auf sein Lager geworfen. Er wünschte noch einmal seine Lieblingsschüler, Giulio Romano und Franzesco Penni, zu sehen. Sie kamen und mit ihnen ein Arzt.

Fornarina umschlang den Kranken noch immer, und als der Arzt ihr befahl, ihn loszulassen, kniete sie neben ihm nieder und überströmte seine Hand mit Thränen. Bebend horchte sie auf den Ausspruch des Arztes, der die Krankheit für ein heftiges Fieber erklärte, dessen Keim schon eine Zeitlang in ihm geschlummert habe und nun mit voller Wuth ausgebrochen sei. „So bin ich doch keine Mörderin!" sprach sie zu sich selbst.

Es war ein rührender Anblick. Auf der einen Seite des Lagers kniete Fornarina, auf der andern die beiden weinenden Schüler; Buonarotti, Andrea und der Arzt standen mit gefalteten Händen daneben.

„Ihr sollt mich sterben sehn, meine Geliebten,“ sagte der Kranke mit sinkender Stimme. „Ich dank' Euch für all' Eure Liebe, der Himmel möge sie Euch vergelten! Ich muß Euch zurücklassen ohne Freund und Schützer: Gott wird einen senden. Buonarotti, Ihr seid ein edler Mann, Euch übergebe ich sie und ihr Wohl! — Fornarina, wie weh thut es mir, von Dir zu scheiden, die ich über Alles liebte. Was mir an Glücksgütern gehört, ist Dein! Gott segne Dich. — Alle meine Gemälde sind Euer, meine treuen Schüler; nur ein Weniges gebt meinem armen Vetter, der in Urbino lebt. — Nun zeigt mir zum letzten Male mein angefangenes Werk.“

Die Staffelei ward vor sein Lager gerückt. Raphael faltete fromm die Hände; er lächelte, wie ein Seliger lächelt. „Ich kann es nicht vollenden;“ sprach er. „Ich werde nun den Herrn in seiner vollsten Klarheit schauen, selbst ein Verklärter. Vollende Du es, mein Giulio. — Buonarotti, hegt Ihr noch Groll gegen mich?“

Eine Thräne glänzte in Angelo's Wimper; er reichte dem Sterbenden die Hand, indem er sprach: „Fahre in Frieden, ich habe Dich nie gehaßt.“

„Noch einen Kuß, Fornarina! — Ich komme, mein Vater!“

Fornarina schrie laut auf. Raphael war todt. —

Die Nachricht von Raphaels Hinscheiden erfüllte ganz Rom mit Trauer. Als die Sonne unterging fand man in der Tiber einen männlichen Leichnam, mit drei Dolchstichen durchbohrt. Es war Tomasino.

Der Finken-Peter.

---

eine auffallend dumme Schnurre...

Der Finken-Peter.

In einem grünen Thale des Thüringer Waldes liegt lang hingestreckt am Fuße steiler Bergwände der alte Flecken Ruhla, einsiedlerisch abgeschlossen von der Welt, welche die von den Vätern geerbten Sitten der wackern Bewohner noch nicht abzustreifen vermochte. Wenn der Wanderer die hohen von Buchenwäldern umkränzten Bergkronen überstiegen hat, fühlt er sich wie in ein fremdes Land versetzt, das ihm aber wieder so heimathlich und traulich dünkt, als könne er nimmer daraus scheiden. Gebräuche und Sitten, Tracht und Sprache, Alles trägt noch einen ächt deutschen Urtypus; die Kultur hatte vor Kurzem noch nicht die geleckte Eleganz, die wir von unsern überrheinischen Nachbarn überkommen haben, hier eingeschwärzt, Alles ist deutsch, kräftig und gefällig. Die Sage, daß die Einwohner Ruhla's einer tyrolischen Niederlassung entstammen, scheint gerechtfertigt, wenn wir die kräftigen

Männergestalten in der geschmackvollen Tracht, die blühenden Frauengesichter und das eigenthümliche Idiom in's Auge fassen, wie es uns in dem ganzen Thüringer Walde nicht mehr begegnet. Und noch Eines deutet auf die Verwandtschaft mit den deutschen Alpensöhnen hin: die leidenschaftliche Liebe für Singvögel.

In Peter Schmalz hatte sich diese Liebe bis zur völligen Leidenschaft ausgeprägt. Keinen Preis achtete er zu hoch, wenn es einen guten Schläger zu erwerben galt, den er dann nach seiner Weise abrichtete. Aber er war schwer zu befriedigen. Hatte sein Vogel auch die reinste, wohlklingendste Stimme, sang er auch die angelernte Melodie eines Kirchenliedes mit anscheinend größter Meisterschaft, und Peter hörte einen andern Vogel, der den seinen übertraf, so gab er jenem alsbald die Freiheit und rastete weder Tag noch Nacht, bis er den andern oft mit den größten Opfern sich angeeignet. Vorzüglich war es das Geschlecht der Finken, das seine Gunst sich zu erwerben gewußt hatte. „Der Finke," sagte er, „vereinigt in sich die schmelzende Lieblichkeit der Nachtigall und die glühende Kraft des Kanari. In ihm ist Wechsel, Leben und Wohllaut. Er ist gelehrig wie der Staar und sanft wie die Taube. Er ist unermüdet und seine kräftige Natur scheut den Winter nicht, wie jene zarten Vogelgeschlechter!" — Wegen dieser seiner Lieblingsneigung war er unter dem Namen „Finken-Peter" bekannt. Er war einst wohlhabend gewesen, aber seine

Neigung hatte ihm schon bedeutende Summen gekostet. Wer ihn darum tadelte und ihm an seinem jeweiligen Lieblingsfinken mäkelte, der griff ihm an's Leben. Sonst war er ein stiller und bescheidener Mann, der kein Kind betrübte. Er lebte mit aller Welt im Frieden, Einen ausgenommen, von dem wir nachher reden wollen.

Finken-Peter war kein Jüngling mehr; ein halbes Jahrhundert war schon über seinen Scheitel hingezogen. Er war nie verheirathet gewesen. Käthe, die Waise eines Verwandten, die er aus der Taufe gehoben, besorgte sein Hauswesen, und er liebte sie fast mit derselben Zärtlichkeit, wie seinen Finken. Käthe war ein schmuckes Mädchen; das bunte Kopftuch, das sie nach der Sitte der Ruhlaerinen malerisch um den Kopf geschlungen trug, stand ihrem hübschen, jugendfrischen Gesichte gut. Käthe war als das schönste Mädchen des Ortes bekannt, aber darauf war Peter nicht so stolz, als auf seinen Finken, der an Gelehrigkeit und Stimme von keinem übertroffen wurde weit und breit. Dem Peter schlug das Herz vor Freude, wenn die Nachbarn vor seinem Hause stehn blieben und seinem Gesange horchten. Es waren ihm schon große Summen für seinen Vogel geboten worden, aber er wies sie mit Verachtung zurück und schalt wohl gar, daß man den lieben Sänger feil machte; denn nach dem Aberglauben muß der Vogel sterben, auf den Geld geboten wird, wenn man nicht einen

Gegenzauber anwendet, indem man den Vogel anspuckt.

Käthe liebte einen jungen rüstigen Burschen des Ortes. Mit ihm zog sie bei allen Tänzen auf; sein Arm führte sie, wenn Bursche und Mädchen des Abends singend durch das Dorf zogen; in den Spinnstuben setzte er sich neben sie und von ihm mußte sie den Kösel auslösen, wenn sie den Faden reißen ließ, was ihr, vielleicht aus Zerstreutheit, ziemlich oft geschah. Finken-Peter wußte um diese Liebe, aber that er auch in allem Uebrigen dem herzigen Pathchen gern den Willen, so war er doch in dem einen Punkte unerbittlich. Käthe sollte ihren Bastian meiden, das war der Inhalt seiner fortwährenden Ermahnungen; er wollte nie zugeben, daß aus ihnen ein Paar würde, lieber wollte er die Hand von Käthe abziehen.

Und was war der Grund dieser Hartnäckigkeit des sanften Mannes? Bastian war der Sohn jenes Einzigen, mit dem er in offenem Kriege lebte. Der rauschende Erbstrom scheidet den Ort in zwei Hälften, die verschiedenen Herren angehören. Die nördliche Hälfte gehört zum Gothaischen, die südliche zum Eisenachischen Lande. Beide Theile haben ihre besonderen Kirchen, die sich am Berge wie zwei kampfgerüstete Gegner gegenüber stehen, ihre Pfarrer und Schullehrer. Dies sonderbare Verhältniß rührt von der Landestheilung der Söhne des Herzogs Johann von Weimar im Jahre 1640 her. Finken-

Peter wohnte auf der nördlichen Seite, und seinem Hause gerade gegenüber wohnte der Messerschmied Claus, Bastian's Vater. Claus war ein jovialer Mann, dabei etwas streitsüchtig und rechthaberisch. Sein Gewerbe, das in besonderem Flore stand, gab ihm oft Gelegenheit die Welt zu sehen, von der er gern erzählte. Er war das vollkommene Gegentheil seines Nachbars. Auch Claus hatte ein Steckenpferd. Die prächtigsten und seltensten Nelkenarten zierten seinen Garten. Nirgends blühten die Nelken schöner, als in Ruhla, und am schönsten unter Clausens Pflege.

Nun verspottete Einer den Andern seiner Liebhaberei wegen. Claus begann die Fehde, und Peter wurde nur dadurch bewogen, mit gleicher Münze zu erwiedern; aber er nahm sich die Sache mehr zu Herzen. Claus lachte, aber Peter ärgerte sich; bei ihm war Ernst, was dem Nachbar nur ein Spiel der Laune war. Claus widersprach immer und that immer das Gegentheil von dem, was Peter wollte. Sah Peter des Morgens zum Fenster heraus und sagte: „Wie warm die Sonne scheint! Es wird heut' ein schöner Tag werden!" so lachte Claus laut auf und rief: „Ihr seid wohl nicht recht gescheidt! Der Himmel ist ja wie Beißpapier; wir kriegen Regen!" Nun stritt Peter bis auf's Aeußerste, und je heftiger er ward, um so mehr belustigte sich Nachbar Claus. War von den trüben Zeitläuften die Rede, so wußt'

es Claus stets anders, als Finken-Peter. Ja, als Peter einmal, da von der sonderbaren Theilung des Ortes die Rede war, in's Gespräch mischte: „wir gothaischer Seits," lachte Claus und sprach: „Peter, nun fangt Ihr gar an, die Herren zu verwechseln. Muß ich Euch sagen, daß Ihr eisenachischer Unterthan seid?" — „Ihr seid der ewige Widerpart. Ich weiß es, daß Ihr mich nur zum Besten haben wollt, und ich sollte mich gar nicht über Euch ärgern. Ich bin als gothaischer Unterthan geboren, und hoffe, als solcher zu sterben." — „Beweist es einmal!" Damit schlug Claus immer seinen unfreiwilligen Gegner. Finken-Peter war stets überzeugt, daß er recht hatte, aber er besaß nicht die siegende Beredsamkeit, seine Ansicht durchzuführen.

„Ihr seid ein Narr mit Eurem Vogel!" fügte Claus gewöhnlich hinzu. „Gebt ihn für ein Stück Geld hin und pflanzt Euch dafür Nelken in den Garten. Es ist vernünftiger, sag' ich Euch! Schaut nur die Pracht meines Nelkenflores an; sie erquickt das Auge und erfreut das Herz, ganz anders, wie das Gezwitscher Eures Finken." — „Gezwitscher!" zürnte Peter. „Wie könnt Ihr so gotteslästerlich reden! Ich mag nichts von Euren Nelken wissen. Mein Finke lebt, hat Seele und Stimme, Eure Nelken verführen nur den Narren, der an grellen Farben Gefallen findet. Das Veilchen im Grase ist mir lieber, als Euer ganzer Nelkenflor."

Stand Peter des Abends vor seinem Häuschen und blies die blauen Rauchwolken aus dem ächtem Meerschaumkopf seiner Tabakspfeife, so trat Claus ebenfalls vor seine Thüre. „Grüß' Gott, Nachbar!" pflegte Claus dann zu sagen. „Der Mond scheint heute prächtig!" — „Träumt Ihr, Nachbar Messerschmied? Wir haben ja Neumond." — „Warum nicht gar. Der Tabaksqualm macht Euch wohl blind. Ueberhaupt begreif' ich gar nicht wie Ihr das häßliche Kraut rauchen könnt. Es verpestet die Luft; wenn meine Nelken nicht wären, ich stürbe in dieser Atmosphäre!" — „Schämt Euch, die edle Gottesgabe so zu verschimpfiren. Ich rauche vom besten." — „Landsmann," fiel Claus ein, und diese Beleidigung bewog den armen Finken-Peter, sich grollend zurückzuziehen, während Claus aus vollem Halse lachte.

Gingen beide Nachbarn zur Kirche, so hatte sich immer Claus mit einem Nelkenstrauch geschmückt und bot Peter eine Blume an; er konnte überzeugt sein, daß sie dieser immer ausschlug. So groß war sein Widerwille gegen des Nachbars Nelken, daß er Käthe schalt, wenn sie eine dieser Blumen am Mieder trug, was nicht selten geschah, denn Bastian gab ihr immer die schönsten Blumen seines Gartens als Liebespfänder. Auf diesen Kirchgängen erhob sich gewöhnlich auch ein Streit über die Vorzüge der beiderseitigen Prediger, der Glocken und Orgeln und endigte nicht eher, bis Beide in ihre Kirche traten. Auf dem Nach-

hausewege wurde der Streit fortgesetzt über den eben geendeten Gottesdienst. Keiner wollte die Vorzüge des andern anerkennen.

Man hätte denken sollen, daß dieser beständige Zwist endlich in wirkliche Feindschaft ausgeartet wäre, aber nichts weniger als das! Ihre verschiedenen Ansichten abgerechnet waren die beiden Nachbarn die besten Freunde. Es verging selten ein Tag, wo Claus nicht Peter besuchte, und am traulich warmen Ofen wurde dann der Disput geführt. Peter wußte in der That nicht, sollte er dem Messerschmied ernsthaft grollen; er ärgerte sich wohl über ihn, war aber der Nachbar verreist, oder kam er aus andern Gründen nicht, so fühlte sich Peter unruhig und unbehaglich. Er hatte sich an den streitsüchtigen Claus gewöhnt, und es war, als fehle ihm etwas, wenn er seinen Umgang einen Tag entbehrte. Deßungeachtet weigerte sich Peter hartnäckig, dem Nachbarsohne seine Käthe zu geben, wie sehr auch Claus mit diesem Wunsch seines Sohnes einverstanden war. „Daraus kann nichts werden," pflegte Peter zu sagen, „die Käthe ist meine einzige Stütze. Wen hätt' ich noch zum Freund, wenn ich sie Eurem Bastian gäbe? Ich müßte einsam verkümmern. Daß ich in Euer Haus ziehe, könnt Ihr mir nicht zumuthen, denn es wäre mein Tod. Ihr könnt meinen Finken nicht leiden, und ich kann Eure Blumen nicht ausstehen! Basta! Die Käthe heirathet nur Einen, der meiner Meinung ist. Ich werd' dem

Mädel das Sponsiren mit Eurem Bastian streng verbieten."

Was half aber des guten Peters Verbot? Die Liebe kümmert sich weder um Finken noch um Nelken, und während die Väter ihre Fehden ausfochten, lustwandelten die Kinder in süßer Eintracht, und ihre Liebesworte klangen süßer als die eingelernten Melodien des Finken, und ihre Wangen blühten schöner als des Messerschmieds Nelken.

Nachbar Claus hatte eine große Reise angetreten und Peter fühlte sich unaussprechlich einsam. Sein einziges Vergnügen war, mit Käthe zu plaudern und stundenlang dem Gesang seines Finken zu lauschen. Dieser Finke war ihm mehr als alle Vorgänger an's Herz gewachsen. Er hatte ihn einst um eine bedeutende Summe gekauft, und er selbst hatte ihn so ausgebildet, daß er seines Gleichen nicht hatte weit und breit. Der gelehrige Vogel setzte sich seinem Herrn auf die Hand und pickte ihm die Körnchen von den Lippen weg; Peter durfte nur den Anfang einer Melodie trällern, so sah ihn Hansel mit den klugen funkelnden Aeuglein an und begann frisch aus voller Brust zu schmettern. Peter erbaute sich an seinem Vogel; man hatte ihm schon viel dafür geboten, aber Peter wies die glänzendsten Anträge mit Verachtung zurück. „Nein, mein Hansel!" sprach er schmeichelnd zu dem Finken, „Du bleibst mein — so lange Du unübertroffen bist, und das" fügte er stolz hinzu, „wirst Du immer bleiben."

So ruhig, wenn auch oft kümmerlich, dem guten Peter das Leben hinfloß, während sein Quälgeist abwesend war, so fühlte er doch, daß die Würze fehlte, die das ewige Einerlei manchfaltig und schmackhaft machte. Käthe ließ anfangs nur Winke fallen, daß es doch schön wäre, wenn der Vater unterhaltende Gesellschaft hätte, und Niemand eigne sich dazu besser als Nachbars Bastian. Peter wollte davon nichts wissen, Käthe aber schmeichelte so lange, bis der Peter Ja sagte. Nun kam Bastian mit seiner Meerschaumpfeife, setzte sich mit dem Nachbar an den Ofen und Beide schmauchten nach Herzenslust, während die Schneeflocken draußen lustig vom Himmel wirbelten und die glückliche Käthe ab und zu ging, oder sich mit dem schnurrenden Spinnrad neben die Männer setzte. Bastian war nun ein ganz anderer Mann, als sein Vater; er lobte den Finken und schmeichelte ihm; ob's ihm von Herzen ging, können wir nicht verrathen. Peter sprach nun auch mit mehr Duldung von des Nachbars Nelken, fragte nach ihrem Gedeihen und schien sich überhaupt ganz wohl zu befinden. Er zürnte nicht mehr, wenn sich die jungen Leute zärtlich die Hand drückten, und nannte den Bastian einen vernünftigen Burschen. Aber sonderbar! Er sehnte sich doch wieder nach dem widerspruchsvollen Nachbar. Er hatte keine Gelegenheit mehr, für seinen Finken in Begeisterung zu gerathen; Bastian erkannte seine Vorzüge an, stimmte in sein Lob ein,

und der friedfertige Mann war so an den Streit gewöhnt worden, daß Bastian eben durch die Harmonie, in welcher er mit Peters Ansichten stand, fast seine Gunst wieder verlor.

Der Frühling kam wieder in das Ruhla-Thal; die Buchenwälder schmückten sich mit frischem Laub, die Wiesen prangten in neuem Grün und die Vögel zwitscherten in den blauen Lüften. Auch Peters Hansel empfand die Frühlingsfreude; er pustete sich auf, sang in den hellsten Tönen, und pickte an das Fenster, als ahne er die fröhliche Waldesfreiheit draußen. Peter schmückte Hansels Käfig mit grünen Reisern und jubelte, wenn der Vogel die Vorsorge seines Herrn dankbar erkannte. Außer der Freiheit, der er längst entwöhnt, hatte Hansel Alles, was er begehrte.

Nach althergebrachter Sitte wurde in Ruhla der beginnende Frühling durch ein sinniges Spiel, das Laubmännchen, gefeiert. Heut' zu Tage ist es nur noch ein Fest der Kinder, damals aber gaben sich die jungen Bursche zu der Rolle des Laubmanns her. Bastian war diesmal durch das Loos bestimmt. Er wurde über und über mit frisch abgeschnittenen Buchenzweigen bekleidet. Die über dem Kopfe zusammengebundenen Zweige bildeten die Krone. Mit Musik und Jubel ging es dann durch das Dorf bis unter die Linde, den Schauplatz der ländlichen Vergnügungen. Hier endigte sich das Fest durch einen

Tanz. Der Laubmann eröffnete ihn mit seiner Herzallerliebsten. Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß Käthe diese Ehre zu Theil wurde.

Finken-Peter sah dem Spiele zu und freute sich seines schmucken Pathchens, das die schönste aller schönen Ruhlaerinnen war. Er sagte auch nichts über dies offene Einverständniß mit Bastian; der knospende Frühling schien sein Herz zur Milde gestimmt zu haben. Als er so stand, da sah er plötzlich einen Bekannten die lange Straße herankommen. Es war Claus in Reisekleidern, den Kober auf dem Rücken, der jetzt leicht war, dafür aber den desto schwereren Geldgurt um den Leib. Erfreut eilte Finken-Peter auf den lange Vermißten zu, reichte ihm die Hand und rief: „Grüß' Euch Gott, Nachbar Claus. Ihr seid lange weggeblieben. Kommt gerade recht zum Laubmännchen. Rathet 'mal, wer in dem Buchenästig steckt!"

„Freut mich, wenn Ihr gesund seid, Nachbar!" antwortete Claus. „Daß ich lange weggeblieben, wüßt' ich nicht. Mögen kaum vier Wochen sein."

„Ein Vierteljahr wollt Ihr sagen. Die Zeit mag Euch freilich schneller vergangen sein, als uns."

„Werd' doch wissen, wie lang' ich vom Hause weg bin! Hab' ja Lichtmeß mit Euch gefeiert."

„Ihr irrt gewaltig. Es war Weihnachten. Ich hab's im Kalender angemerkt."

„Ich sag' Euch, Nein! Wer den Laubmann

macht? Was kümmert's mich. Eure Käthe wird's schon wissen. Mein Bastian ist's gewiß nicht."

„Wer denn sonst?" entgegnete Peter. „Bastian ist's. Seht Ihr, wie er nach Euch schielt. Wird gleich da sein."

„Bastian ist's nicht. Der würde nicht mit Eurer Käthe tanzen. Ich hab's ihm verboten, und er mag sie auch nicht."

„Er mag sie nicht?" rief Peter eifrig. „Ich wollt' nur Ja sagen und Ihr würdet sehen, ob er sie nicht mag. Würde zugreifen mit beiden Händen."

„Wagt's 'mal darauf!" antwortete Claus, listig lächelnd. „Ich wette, er thut's nicht!"

Peter hätte wahrscheinlich eingeschlagen, wenn der Laubmann nicht dazwischen getreten wäre und den Vater umarmt hätte. Claus schob ihn von sich. „Hab' ich recht?" flüsterte Peter triumphirend. „Nein!" antwortete der Messerschmied. „Das war ja mein Död, der Schmieds Hanjürg." — Peter murmelte ärgerlich in den Bart und wollte gehen, aber es lag ihm noch etwas auf dem Herzen. „Hört, Nachbar Claus," sprach er, „mein Hansel hat ein neues Stückchen gelernt."

„Schweigt mir vom Eurem elenden Vogel," antwortete der Messerschmied rauh. „Ich hab' Euch ganz andre Dinge zu erzählen, wobei Ihr Maul und Nase aufsperren werdet."

Den armen Peter verdroß zwar die Herabwürdi-

gung seines Hansel sehr, aber er wollt' es doch nicht mit dem Nachbar verderben, indem er begierig war, was er ihm zu erzählen habe.

Peter konnte kaum erwarten, bis der Nachbar in seine Stube trat. Er hieß ihn willkommen und rückte ihm den gewohnten Sessel zurecht. Dann nahm er ein Stückchen Zucker, ließ es sich von Hansel aus der Hand picken und trällerte so lange, bis Hansel die neugelernte Weise zu singen begann. „Nun, was habt Ihr an meinem Hansel auszusetzen?" fragte er, leuchtenden Blicks den Nachbar anschauend.

„'S ist halt gar nichts gegen das, was ich gehört habe!" entgegnete Claus. „Jetzt weiß ich erst, was Finkenschlag ist, weiß aber auch, warum mir Euer Doppelschläger immer nicht gefiel."

„Ei, so erzählt doch," trotzte Peter. „Wenn Ihr einen bessern Schläger gehört habt, so schenk' ich Euch den Vogel."

„Mag ihn gar nicht. Er ist mir widerwärtig!" antwortete Claus. „Erzählen will ich's Euch. Ich war weit draußen in der Welt, bis zu den polnischen Wäldern, wo die Füchse einander gute Nacht geben, bis an der Ostsee war ich, wo der Bernstein wächst. Wißt Ihr wohl? Dort liegt eine große Stadt, die heißt Königsberg, und hinter derselben ist ein großmächtiger Wald der schönsten Buchen und Eichen. Als ich eines Morgens so in Gedanken durch den Wald gehe, hör' ich's in den Zweigen erst piep piep,

und dann schmettert der schönste Vogelgesang gen Himmel, frisch und fröhlich, wie's der Herrgott dem kleinen Sänger gelehrt. Ei, denk' ich, ist das nicht ein Finke? wie würde sich Nachbar Peter freuen, wenn er das hörte! Kurz und gut, ich setzte mich unter eine Eiche und hörte über eine Stunde dem Gesange zu, obgleich ich's sonst nicht leiden kann, wie Ihr wißt; Nachbar, Euer Finke da ist eine wahre Krähe gegen den Vogel in dem Walde hinter Königsberg."

„Ist das Alles wahr?" fragte Peter traurig.

„Wahr und wahrhaftig!" betheuerte Claus. „Ich litt' den Hansel keine Stunde mehr!"

Warum schlich der Finken-Peter so tiefsinnig und nachdenkend einher? warum baut' er seinem Hansel kein grünes Laubdach mehr über's Häuschen? warum ließ er ihn nicht mehr die Körnchen von der Hand picken? warum streichelte er ihn nicht mehr und trällerte nicht mit ihm? Ach, der arme Hansel hatte seine Gunst verloren, denn es gab ja einen in der Welt, der besser schlug. Hansel schien diese Geringschätzung zu empfinden; er pickte traurig an den Stäbchen seines Käfigs und war auch säumig im Singen, weil er sich keinen Dank mehr damit erntete. Peter betrachtete manchmal seinen Vogel recht wehmüthig. „Armer Hansel," sagte er dann, „Du dauerst mich, aber ich kann nicht anders. Es gibt Einen, der besser singt, als Du! Du bist nicht Schuld, ich weiß es;

aber Du bist doch mein Herzblatt nicht mehr." Käthe ängstigte sich über die Gemüthsveränderung des Pathen. Er war so schweigsam und zerstreut, und sie wußte nicht, was die Ursache war.

Peter trat im Sonntagsstaat in des Nachbars Stube. Der Nachbar war allein und wunderte sich über den seltsamen Besuch, denn Claus ging wohl zu Peter, aber Peter nicht zu Claus. „Nachbar," begann Peter förmlich und feierlich, „Ihr habt mir einen Floh in's Ohr gesetzt von wegen des Finken, den Ihr im Walde an der Ostsee gehört haben wollt. Ich habe seitdem keine Ruhe mehr. Sagt mir als ein ehrlicher Mann, ist's wahr?"

„Wahr, auf Ehre!" entgegnete Claus.

„Nun, so hab' ich eine Bitte an Euch," fuhr Peter fort. „Der Finke geht mir immerdar im Kopfe 'rum. Ich muß hinreisen und den Vogel fangen. Borgt mir auf mein Häuschen so viel, als ich zur Reise brauche. Bring' ich den Vogel, so will ich Euch ewig dankbar sein, und ich hab' nichts dagegen, wenn die Käthe Euern Bastian will."

„Ihr seid wohl nicht gescheidt!" rief Claus lachend. „Daß ich den Vogel gehört hab', ist gewiß; er wird sich aber nicht hinsetzen und auf Euch warten. Es ist ein Narrenstreich, den Ihr da vorhabt."

„Ihr hättet mir nichts davon sagen sollen," seufzte Peter. „Ich wär' mit meinem Hansel zufrieden gewesen; nun aber bin ich's nicht mehr, und 's mag

kosten, was es will, ich muß fort. Sagt's darum kurz; wollt Ihr mir helfen? Mein Häuschen ist freilich nicht mehr ganz schuldenfrei, aber Ihr seid doch nicht gefährdet."

„Nun denn, ich will's, wenn Euch nicht zu rathen ist!" sagte der Nachbar. „Seid glücklich und kommt bald wieder. Es bleibt dabei, Käthe wird Bastian's Frau."

„Wenn ich den Vogel habe," erwiderte Peter. — Er bereitete nun Alles zur Abreise vor, ließ sich von Claus den Wald genau beschreiben und beruhigte Käthe, die sich durchaus nicht zufrieden geben wollte. „Was soll ich nun mit dem Hansel anfangen?" fragte er sich. Der Antrag eines Vogelkenners, ihm den Finken gegen einen mäßigen Preis abzulassen, kam ihm jetzt gelegen, so oft er ihn auch zuvor zurückgewiesen. Er schloß den Handel ab und nahm den Käufer mit, um ihm den Vogel zu überantworten. Es that ihm nun fast leid um den armen Schelm. Wie erstaunte er aber, als Käthe weinend vor dem Käfig stand und auf die kleine Leiche schaute, die aufgeplustert auf dem Boden lag. Auch ihm kamen die Thränen in die Augen. „Mein Hansel hatte Menschenverstand," sprach er, „er ist aus Gram gestorben." Er bestattete den kleinen todten Körper unter einen blühenden Fliederstrauch.

Der Finken-Peter war zur weiten Wanderschaft gerüstet; er nahm Abschied von Käthe, die weinend

an seinem Halse hing, und auch von Nachbar Claus, der ihm die Hand reichte und glückliche Reise wünschte. Die Leute betrachteten ihn neugierig und lachten, denn der Zweck seiner Wanderung war nicht verschwiegen geblieben. Man opferte zwar im Allgemeinen der Liebhaberei für Singvögel viel; aber Peter's Unternehmen ging doch über die Begriffe der guten Ruhlaer. Die Vögel zwitscherten im Walde, als Peter die Berge überstieg, aber er achtete dessen nicht; in seiner Phantasie klang nur der wunderherrliche Gesang des Finken, von dem der Nachbar erzählt. Als er nichts mehr von dem heimathlichen Thale sah, da ward es ihm recht beklommen um's Herz; aber er schöpfte sich neuen Muth, und die Welt, davon er ein gutes Stück durchpilgern wollte, lag so sonnig nnd frühlingsprächtig vor ihm, daß der Trübsinn weichen mußte auch aus der schmerzbeladensten Brust. Peter schritt rüstig vorwärts und pfiff die Melodie, die er seinem heimgegangenen Hansel gelehrt hatte. —

Wir lassen den Finken-Peter einstweilen wandern und wenden uns in das Thal des Thüringer Waldes zurück, das der bisherige Schauplatz unserer Geschichte war. Verlassener als Peter selbst fühlte sich wohl Käthe; sie weinte viel, und nicht einmal Bastian vermochte ihr Trost zu bringen. Sie hatte dem Pathen das Versprechen geben müssen, den Sohn des Nachbars zu meiden. Bastian hatte nun zwar ein solches Versprechen nicht gegeben, und Käthe konnte

nichts dazu, wenn er sie aufsuchte; aber sie fühlte doch, daß sie eine Sünde beging, denn sie ließ sich nur gar zu gern auffinden. Sie klagte bei Bastian über dessen Vater, der an dem Unglück des Pathen Schuld sei, und Claus, der dem Mädchen herzlich gewogen war, bereute fast, daß seine Neckerei den Nachbar zu einer so unbesonnenen That getrieben. Lachend entschuldigte er sich dann wieder. „Ei was!“ sagte er; „der Nachbar lernt die Welt kennen, was ihm sonst nie geworden wäre, und bringt er den Vogel, so endet sich Alles ja in Liebe und Frieden.“

Der Sommer verging und Finken-Peter kehrte nicht zurück. In seinem Hause gestalteten sich die Verhältnisse immer trüber; die Gläubiger mahnten ungestüm und drohten, die Gerichte einschreiten zu lassen. Käthe verlebte lange Tage des Schmerzes und der Sorge. Sie verzweifelte fast an des Pathen Zurückkunft und mußte häufiger als je ihren Trost aus Bastians Munde empfangen. Im Dorfe sprach man fast nicht mehr von Peter; er war wie ein Verschollener; nur seine Gläubiger hatten ihn noch im treuen Andenken. —

Peter hatte unterdeß hohe Gebirge überstiegen, weite Länderstrecken durchwandert, und befand sich nun in der großen Stadt Königsberg. So sparsam er auch gelebt, so war doch seine Baarschaft auf die Neige gegangen, und wenn er die wenigen Silberstücke ansah, die ihm noch übrig geblieben, so wollte es ihm fast bange werden; aber er tröstete sich mit dem

alten Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen! Lag ihm nun doch das ersehnte Ziel so nahe; was kümmerte ihn der Mangel, dem er entgegenging? der kostbare Vogel entschädigte ihn ja für alle Trübsal! Peter rief sich die Beschreibung des Waldes in's Gedächtniß zurück und verließ die Stadt Königsberg, in der Hoffnung, bald an das Ziel zu gelangen. Er wanderte Tage lang, aber er sah nichts als weite, ebene Strecken, hier und da kaum von dunklem Knieholz dürftig bedeckt; keinen Schatten von dem herrlichen Buchen= und Eichenwald, von dem der Nachbar gefabelt. Zum ersten Mal stieg der Gedanke in ihm auf: „Sollte Dich Claus belogen haben, und es gäbe gar keinen bessern Schläger, als Dein seliger Hansel war?“ Dieser Gedanke folterte ihn auf's grausamste; aber er wollte dennoch nicht umkehren, bis er die schreckliche Ueberzeugung gewonnen, daß er einem Phantom nachgejagt sei. Die Gegend war öd und ärmlich; kleine Dörfer mit niedern Hütten unterbrachen zuweilen das ewige Einerlei. Peter wanderte sogar einen Theil der Nächte hindurch, um schneller vorwärts zu kommen.

Einst ging er auch bis tief in die Nacht hinein. Keine menschliche Wohnung war rings zu erblicken; der Himmel war dunkel und vor sich sah er nichts als eine schwarze Masse. Er war müde und sehnte sich nach einer ruhigen Schlafstätte. Wo aber sollte er diese finden? In der Luft aber rauschte es so

unheimlich, und es seufzte um ihn her, wie wenn der Wind einen mächtigen Eichbaum schüttele. Peter setzte sich nieder, um neue Kräfte zu sammeln; er fühlte weichen Rasen unter sich, und die Ruhe bekam ihm so wohl, daß er einschlief und nicht eher erwachte, bis die Sonne sich am Himmel erhob. Als er die Augen öffnete, welche Pracht umgab ihm da, und wie jubelte er auf, dem es der Herr im Schlafe gegeben! Wie schlanke Säulen erhoben sich rings die Buchen und Eichen aus dem niedern Gesträuch, und durch die mächtigen Laubkronen schillerte die Sonne grüngolden und der blaue Himmel wölbte sich darüber klar und rein. Aus den Sträuchen lockten ihn rothe Beeren, und er labte daran seinen lechzenden Gaumen. Er sank auf die Kniee und schickte ein brünstiges Dankgebet zum Himmel, denn er zweifelte nicht, daß er sein Ziel gefunden. Und wie er noch betete, da schien der Wald zu erklingen von dem Gesange eines Vogels, der über ihm in dem Wipfel einer Buche saß. Schöneres hatte er noch nie gehört; was war sein Hansel gegen diesen freien Waldsänger? Der arme Hansel sank sogar in der Erinnerung seines Herrn. „Nachbar Claus hatte Recht!" sprach Peter. „Mein Hansel war ein elender Vogel gegen diesen prächtigen Doppelschläger!" Er dachte nun an nichts, als daran, den Wundervogel zu fangen.

Er flocht einen Sprenkel und hing Beeren als Köder daran. Dann stieg er auf den Baum, auf welchem der

Sänger saß, und befestigte den Sprenkel im höchsten Wipfel! Er wartete stundenlang, aber der Finke schien ihn zu verhöhnen. Er hüpfte von Zweig zu Zweig, sang und jubelte, daß es eine Lust war, aber dem Sprenkel näherte er sich nicht. Peter verzweifelte fast; sollte er von dannen ziehen, ohne den Vogel zu fangen, um dessen willen er Hunderte von Meilen gewandert? Er sann und sann, wie er den Finken überlisten könnte, aber sein Witz war so schläfrig und träge. Es war schon hoch am Mittage, und Peter saß noch immer unterm Baume und schaute sehnsüchtig hinauf in das grüne Laubdunkel, wo der Gegenstand seiner Wünsche ihn neckte; da kam ein Knabe des Wegs daher, der in einem Korbe Brod trug, blieb vor dem Fremden stehn und sah ihn neugierig an. „Was macht Ihr denn da?" fragte endlich der Knabe.

Peter war erschrocken über die menschliche Stimme, beruhigte sich aber, als er in ein gutmüthiges Knabenantlitz sah. „Ich möchte den Finken dort oben fangen," antwortete er.

„Und wie wollt Ihr denn das anfangen?" fragte der Knabe weiter.

„Leider weiß ich's selbst nicht!" seufzte Peter. „Mit dem Sprenkel will mir's nicht gelingen, der Vogel scheint ein schlauer Patron zu sein."

Der Knabe lachte. „Ich will ihn schon kriegen,"

sagte er. „Haltet mir mein Brod, das ich dem Vater bringen muß.“ Peter sah ihn zweifelnd an und schien zu überlegen, ob er dem fremden Knaben den kostbaren Fang anvertrauen sollte, aber der Knabe kletterte schon den Baum hinan und saß mitten in der grünen Blätterkrone. „Nimm den Vogel ja in Acht!“ rief ihm Peter, vor Erwartung und Sorge zitternd, nach. Horch, da erhob sich eine zweite Vogelstimme, nicht minder prächtig als die erste. Beide schienen einen Wettkampf zu beginnen; der ganze Wald schmetterte und Peter war voll Wonne.

Es dauerte nicht lange, da kletterte der Knabe wieder vom Baum herab, und Peter jubelte, als er den kleinen Vogel in seiner Hand sah. „Drück' ihn ja nicht, mein Junge!“ rief er. „Wo ist aber der andere geblieben? Ich hörte doch zwei singen.“

„Ei, der andere war ich!“ lachte der Knabe. „Da nehmt den Vogel, und wollt Ihr mir was schenken, so thut's. Vater und ich sind sehr arm.“

Peter nahm behutsam den Vogel aus des Knaben Hand, griff in die Tasche, wo der Rest seiner Baarschaft sich befand, nahm ungezählt ein Paar Silberstücke und gab sie erfreut seinem gutmüthigen Helfer. Der Knabe lief dankend davon, und Peter betrachtete nun nach Herzenslust seinen kleinen Gefangenen, der ihn verwundert mit den hellen Aeuglein anblickte, küßte ihn auf die schillernden Flügel und sagte schmeichelnd: „Hab' ich Dich, Du kleiner Schelm? Du

hast mir Mühe genug gekostet, und wirst mir noch manchen sauern Schritt kosten. Aber ich thu' Alles gern. Ich führe Dich nun weit, weit weg. Aber tröste Dich, Du sollst's gut haben, sollst's besser haben, als mein Hansel, der Deinetwegen gestorben ist." Dann sperrte er den Sänger in den Käfig, den er aus der Heimath mitgebracht, hing Beeren und Laub hinein und machte sich wohlgemuth auf den Rückweg. Der Inhalt seiner Tasche kümmerte ihn nicht, er dachte nicht daran, daß er fast seine ganze übrige Baarschaft dem hülfreichen Knaben gegeben hatte.

Peter wanderte seines Weges fort und pfiff die Melodie des Liedes: Nun danket alle Gott, und der Finke begleitete ihn mit seiner schmetternden Stimme. Er hatte Königsberg wieder erreicht, und die Leute betrachteten neugierig den fremden Wanderer, der nichts trug als einen unscheinbaren Vogel. Die Noth zwang ihn, kümmerlich zu leben; er nährte sich von Früchten des Feldes und schlief in Scheunen und bei den Hirten; aber er ertrug alle Trübsal gelassen, denn sein Finke war ja munter und guter Dinge. Der prächtige Gesang desselben lockte manchen Liebhaber. Aber die glänzendsten Anerbietungen wies er entrüstet zurück und spuckte seinen Vogel an, um den Zauber zu vernichten.

Mit Entsetzen vermißte er eines Morgens, nachdem er in einer elenden Herberge geschlafen, seinen Vogel. Er war der Verzweiflung nahe; doch fand

er seine Besonnenheit wieder und streifte durch das kleine Städtchen von Haus zu Haus, um den geraubten Liebling zu entdecken. Seine Mühe war von Erfolg gekrönt. Er sah den Finken in seinem Käfig vor einem Fenster hängen, und als hätte ihn der Vogel erkannt, so begann er lustig zu schmettern. Peter's Herz wallte. Er ging mit sich zu Rathe, was er thun sollte. Den Vogel als sein Eigenthum zu reklamiren, schien ihm mißlich, da er fremd war und durch nichts die Identität beweisen konnte. Er wartete demnach den Abend ab, indem er das Haus nicht mehr aus dem Auge ließ, und kaum war es dunkel geworden, als er auf das Gesims des Erdgeschosses stieg und den Käfig herunterholte. Er fühlte die theure Beute wieder in seinen Armen und lief, als könne er sie noch einmal verlieren, aus dem Städtchen in die Nacht hinein. —

Endlich, endlich nach langer Zeit sah er die grünen, heimathlichen Berge wieder vor sich; er schwenkte den Hut in die Luft und jauchzte, daß die Thäler wiederhallten, und der Finke stimmte in seinen Jubel ein. Die Nacht war schon herabgesunken, als er die ersten Häuser Ruhla's erreichte. Vor ihm hin zogen die Burschen und Mädchen des Ortes singend und lachend. Käthe wird dabei sein, dachte er: er ging langsamer. Endlich kam er an sein Häuschen, es schimmerte Licht darin; er trat hinein und in die Stube, leise, unhörbaren Schritts. Da saß Käthe

am Tisch, hatte den Kopf in die Hände gestützt und weinte. Der Finke schlug. Käthe erhob sich und flog mit einem Schrei dem Pathen entgegen. „Da hab' ich den Vogel!" sagte Peter freudig und setzte seinen Käfig auf den Tisch.

„Ach, Död!" rief Käthe. „Wie seid Ihr so lange ausgeblieben, und mir ist es so schlimm gegangen. Denkt einmal, sie wollen uns das Häuschen verkaufen!"

„Haben wir doch den prächtigen Finken," tröstete Peter, „der mehr werth ist, als ein Königsschloß. Nun rufe den Nachbar Claus. Der wird Augen machen!"

„Darf ich auch den Bastian rufen?" flüsterte Käthe.

„Meinetwegen! Ich hab's ja versprochen." Käthe lief eilfertig über die Straße, und die beiden Nachbarn traten bald darauf in Peters Stube. Peter hätschelte den Finken, „Schaut Ihr, Nachbar," rief er Claus entgegen. „Da hab' ich den Schelm! Seht Euch den Kerl an, wie er munter drein schaut; singen habt Ihr ihn ja selbst gehört. Aber Ihr könnt einen Vergleich anstellen. Lustig, Hansel!"

„Ich will's Euch schriftlich geben, daß Ihr ein vollkommener Narr seid!" antwortete Claus. „Laßt Haus und Hof im Stich, eines lumpigen Vogels wegen. Nun, Ihr werdet's bereuen. Euere Hütte ist angeschlagen. Ich kann Euch nicht helfen, so gern ich

auch wollte, denn ich bin selbst in der Klemme. Was Käthe betrifft, so bleibt's bei unserer Verabredung. Sie wird meines Bastians Frau. Ihr selbst könnt bei mir wohnen, aber den Vogel dürft Ihr nicht mitbringen."

Peter war aus allen seinen Himmeln gerissen. „Meinen Finken nicht mitbringen?" rief er. „Ei, so will ich lieber betteln gehn, als meinen Hansel lassen. Die Käthe mögt Ihr nehmen; ich hab's versprochen, und ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Von meinem Finken aber trennt mich Niemand. Wie seid Ihr denn mit einem Male so andern Sinnes geworden. Ihr wart ja verliebt in den Finken und machtet mir das Herz warm mit Eurer Beschreibung. Nun ich ihn habe, schimpfirt Ihr ihn. O geht, Nachbar, ich habe noch nicht von Euch verlangt, daß Ihr mir Obdach gebt! Ich geh' auch nicht zu Euch, darauf könnt Ihr Euch verlassen."

Käthe feierte bald darauf ihre Hochzeit mit Bastian; aber sie war doch nicht recht froh, denn ihr Pathe lebte in dem gespanntesten Verhältniß mit Claus. Es that ihr herzlich leid, daß sie den guten Beschützer ihrer Jugend verlassen mußte; sie suchte ihn versöhnlich zu stimmen, aber all' ihre Mühe scheiterte. Peter hatte nur eine Freude noch, seinen Finken; auf ihn verwandte er alle Sorgfalt, und der kleine Sänger belohnte sie ihm reichlich. Der Finke wurde weit und breit berühmt, was er sowohl seinem

Gesange, der Alles übertraf, was man je gehört hatte, als der merkwürdigen Art, wie er von dem Strande der Ostsee in dies Thal gekommen war, verdankte.

Peter war gänzlich verarmt, und doch war er zu stolz, Almosen von seiner Käthe anzunehmen; er wollte selbst dem Nachbar nicht mehr verschuldet sein, und sann Tag und Nacht darauf, wie er das Anlehn zurückerstatte. Den Vogel wollt' er jedoch um keinen Preis lassen. Der Ortsrichter hatte schon lange ein Auge darauf gehabt und hatte ihm große Summen geboten, aber Peter war standhaft. Was waren ihm alle Reichthümer der Welt gegen den kostbaren Finken?

Peters Unglück nahte indeß mit Riesenschritten. Die Gläubiger drängten, und das Gericht verfügte den Verkauf seiner Grundstücke. Peter gab willig Haus und Hof preis, nur den Finken wollte er behalten; aber der Ortsrichter hatte gerade auf diesen sein Augenmerk gerichtet. Der Erlös für Haus und Hof reichte zur Deckung der Schulden nicht hin, und nun kam die Reihe an den armen Hansel.

Peter sank mit einem Schmerzensschrei zusammen, als ihm der Vogel genommen wurde. Käthe hätte gern geholfen, Claus jedoch glaubte, der Nachbar werde dadurch von seiner Narrheit geheilt werden, und zog die Hand zurück. Peters Erwachen war ein schreckliches; er rief nach seinem Vogel, aber Niemand

gab ihm Antwort. Er fühlte sich allein und verlassen auf der ganzen weiten Welt. Wochenlang brachte er in stillem Trübsinn zu; sein Körper verrichtete willenlos die zur Fristung des Lebens nothwendigen Funktionen, sein Geist war aber abwesend; er wußte nicht einmal, daß er sich unter dem Dache des Nachbars befand. In seinen wachen Träumen sprach und koste er mit dem Finken, trällerte und schalt dann, daß Hansel die Stimme verloren.

Hansel hing unterdeß in einem prächtigen Käfig vor dem Fenster des Ortsrichters. Er zog nach wie vor die Bewunderung des ganzen Dorfes auf sich.

Wieder war ein Winter vergangen, und der Laubmann wurde in grüne Buchenzweige gehüllt. Da erinnerte sich Peter seiner Wanderschaft. Er ging in den Wäldern spazieren; wie aber auch die Vögel draußen sangen, „mein Hansel singt doch schöner,“ murmelte er lächelnd vor sich hin. Er vermied gewöhnlich auf seinen Spaziergängen das Dorf; einmal aber wich er von diesem Grundsatz ab, und als er vor dem Hause des Ortsrichters vorüberging, tönte ihm der herrliche Gesang eines Finken plötzlich in's Ohr. Er lauschte, und sein Gesicht verklärte sich zu einem Lächeln. „Ist das nicht mein Hansel!“ sprach er vor sich hin und vermochte nicht von der Stelle zu weichen. Der Finke schmetterte immer prächtigere Melodieen.

Von nun an kam er alle Tage vor des Richters Haus,

setzte sich auf den Stein neben der Thüre und horchte andächtig dem Gesange seines Finken, bis am Abend Käthe kam und ihn nach Hause führte. Niemand verkümmerte ihm diese stille Freude, die wie ein Sonnenblick in sein düsteres Leben schien. Die Vorübergehenden fragte er dann zuweilen: „Hört Ihr, wie schön mein Hansel singt! Er hat mich viel gekostet, aber er hat auch seines Gleichen nicht mehr auf der Welt!"

Eines Tages aber kam dem armen Peter ein ganz seltsames Gelüste an. Er lachte still in sich hinein, als er den Richter aus dem Hause gehen sah, stieg, als dieser es nicht mehr sehen konnte, auf das Fenstersims, bis er den Käfig des Finken erreichte, öffnete das Thürchen, nahm den Vogel in die Hand und stieg wieder herab. Nun sah er den kleinen Sänger mit zärtlichen Blicken an, streichelte ihm das Köpfchen und sprach kosend: „Hab' ich Dich, Du kleiner Schelm? Gelt, es gefällt Dir nicht da oben? Hattest es besser bei mir! Möchtest wieder bei mir bleiben? Aber schau, ich kann Dich nicht brauchen. Ich bin alt und sie werden mich bald begraben. Wie wär's, wenn ich Dich wieder in den grünen Wald trüge? Nicht wahr, da wär' Dir wohler? Aber ich kann den weiten Weg nicht mehr machen. Hast ja Flügel, mein Schatz! Da flieg' hin in den schönen grünen Wald, so weit Du willst, bis dahin, wo Dir's wohlgefällt!"

Er öffnete die Hand, und der Vogel erhob sich in die blauen Lüfte und schmetterte sein schönstes Lied zum

Dank für die lang entbehrte Freiheit. Peter sah ihm lange nach, bis er verschwand, und lächelte.

Als Käthe kam, den blödsinnigen Mann zu holen, lehnte er bleich, aber noch lächelnd an der Wand. Seine Hände waren gefaltet. Er war todt. —

Als der Sarg in die stille Gruft gesenkt wurde Käthe weinend daneben stand, und die Männer die Hände zum Gebet falteten, tönte aus der blauen Luft Finkenschlag herab, so hell und rein, wie er in diesen Tagen nur einmal gehört worden war. Die Männer sahen sich an, der Ortsrichter flüsterte: „Das ist mein Finke," und beschloß, auf den Flüchtling Jagd zu machen. Es wurde nie etwas wieder von ihm vernommen. Vielleicht flog er in seine Wälder an der Ostsee zurück, nachdem er seinem freundlichen, unglücklichen Pfleger noch ein Grablied gesungen.

Die Ruhlaer erzählen noch heute von dem kostbaren Doppelschläger und dem armen Finken-Peter.

Die Goldgräber.

Wir führen unsere Leser abermals in das schöne Thüringerland, so reich an Mährchen und Sagen, die wie Schutzgeister um die Schlösser und Burgen flattern, mit denen ein altes Heldengeschlecht die Höhen zierte. Keinen Theil Thüringens aber hat die Natur freigebiger mit romantischen Elementen ausgestattet, als die Thäler und Höhen um Altenstein und das alte hochgelegene Liebenstein. Mächtige Felsen, die in ihrem Grunde gediegenes Gold tragen, tiefe Höhlen und Felsschluchten, unterirdische Seen und Flüsse, wild umwachsen vom Grün der Buchen und Birken, dort der Altenstein mitten im Walde und Liebenstein hochoben auf waldiger Bergesspitze: dies Alles macht diese Gegend zur schönsten und charakteristischsten Thüringens.

Auf einem freien, von Felsen überragten und von einer Seite säulenförmig begrenzten Platze, jetzt das Felsentheater genannt, lagerte ein wildes, lustiges Völk-

chen. Ein großes Feuer brannte in der Mitte des Platzes, und in Kesseln und Töpfen schmorte und brodelte Fleisch und Gemüse. Braune Weiber in bunter abenteuerlicher Tracht waren geschäftig mit Zubereitung der Speisen, und die Männer, auf dem schwellenden Moose sich dehnend, sangen zu der eintönigen Melodie eines Instruments. Auf einem Bärenfell lagerte ein bärtiger brauner Mann, der das Oberhaupt der Bande zu sein schien. Er hatte dunkle, flammende Augen und kräftige, sehnige Arme. Ueber seine Schultern hing ein rother zerfetzter Mantel, und eine Mütze von gleicher Farbe saß nachlässig auf dem schwarzen Lockenhaar. Neben ihm saß ein ältlicher Mann, offenbar nicht zu dem Geschlechte des braunen Zigeunervolkes gehörend, wie seine hellere Farbe, sein schlichtes graues Haar und seine Kleidung, obwohl diese nicht im besten Zustande war, bezeugten.

„Hier also sollen wir das rothe Gold finden," sagte der Zigeunerhäuptling, „das uns zu den mächtigsten Menschen machen soll! Ich habe Deinen Worten geglaubt und bin Dir gefolgt, weil mich der Glanz des rothen Metalls lockte; aber nun halte auch Dein Wort, oder beim Gott meiner Väter! ich werde den Betrug schrecklich rächen!"

„Ereifre Dich nicht, Hauptmann," antwortete der Andere ruhig. „Was ich Dir versprochen, kann ich auch halten. Diese Felsen sind reich an Gold und edlen Steinen; ich weiß es, weil ich es gesehen habe.

Zwanzig Jahre sind es, seitdem ich dieses Land betreten; damals war ich noch ein kräftiger Mann, und die Felsen sprangen auf vor unserm Worte, und es öffneten sich die Pforten zu den funkelnden Schätzen; aber ob ich nun auch ein schwacher Greis bin, mein Wort soll doch dieselbe Wirkung haben, wie damals, als ich die stolzen Patricier Venedig's bereichern half."

„Welches ist das Wort, das Wunder thun soll?" fragte der Häuptling.

„Der goldne Hort, der im Schooße der Berge schlummert, wird gehütet von mächtigen Erdgeistern," entgegnete der Schatzgräber. „Diese Geister zu bannen oder sie einzuschläfern, ist das große Geheimniß, das Eigenthum weniger Eingeweihten. Das Wort aber, das dieser Zauber bewirkt, darf nicht ausgesprochen werden vor eines Menschen Ohr; ist es bis zum Berggeist gedrungen, so sinkt er alsbald in tiefen Schlaf, und der Berg öffnet seine Pforten mit Donner und Blitz. — Ich hab' das kostbare Eigenthum theuer genug erkauft. Ausgesandt von einem reichen Patricier Venedig's mit noch vielen Gehülfen, kam ich vor zwanzig Jahren hierher und machte reiche Beute an reinem gediegenen Gold. Es wohnte eine Jungfrau in diesem Thale, deren Schönheit mich berückte. Ich gewann sie durch reiche Geschenke und freundliche Worte, und sie willigte ein, mein Weib zu werden und mit mir zu ziehen nach Venezia. Wir blieben lange in diesen Thälern, und sie gebar mir einen Sohn und

eine Tochter, starb aber nach der Geburt der Kleinen. Mein Schmerz war groß, größer aber ward er noch, als ich eines Morgens meinen Sohn nicht mehr fand. Ich forschte weit und breit, aber es zeigte sich keine Spur von seinem Dasein. Wir reisten endlich ab, und ich nahm die mir übrig gebliebene Tochter, welcher ich den Namen Rosafior, das ist Rosenblüthe, gegeben, mit nach Venedig. Wir brachten große Schätze, und ich ward reich beschenkt; aber ich merkte bald, daß man mich und mein Geheimniß fürchtete, da ich ein Fremder war und dem Glanz der Meerstadt hätte gefährlich werden können. Ich war auf meiner Huth; doch was ich gefürchtet, geschah. Eines Abends spät, als ich über den Platz von San Marco ging, packten mich kräftige Fäuste, und ich fühlte ein Messer zwischen den Rippen und warmes Blut aus der Wunde rieseln. Ohnmächtig sank ich zu Boden. Die Mörder mochten mich für todt gehalten haben, denn als ich zum Bewußtsein kann, umspülten mich die Wellen des Kanals. Mit furchtbarer Anstrengung gelang es mir, das Ufer zu erklimmen, und erschöpft vom Blutverlust schleppte ich mich mühsam nach Hause. Hier verbarg ich mich, bis meine Wunde geheilt war; dann schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und verließ mit meiner Tochter Venedig und Italien. Ich durchwanderte Deutschland, Böhmen und Ungarn, aber von Thüringen hielt mich stets eine geheime, dunkle Macht fern. Da erwachte endlich nach neunzehn in

Noth und Elend durchpilgerten Jahren die Sehnsucht in mir, das Land meiner Liebe wiederzusehen und nach dem geraubten Sohn zu forschen. In dem böhmischen Wäldern fand ich Dich und versprach Dir große Schätze, wenn Du mit mir ziehen wolltest. Ich werde mein Wort lösen; dafür aber breche auch das Deine nicht, mir suchen zu helfen nach dem Verlorenen. Ich ätzte ihm nach der Geburt das Zeichen des Kreuzes auf die Brust, daran ist er zu erkennen."

„Was ich thun kann, soll geschehen," antwortete der Häuptling. „Wie es scheint, ist der Imbiß bereit; komm und laß uns auf unser Glück trinken."

Während dieses Gesprächs der beiden Männer nahm ein junges hübsches Mädchen die Aufmerksamkeit der Uebrigen in Anspruch. Die weißere Hautfarbe und das braune Lockenhaar deuteten auf einen andern Ursprung, als das Geschlecht der Zigeuner, hin. Lebenslustig funkelten die Augen hinter den langen Wimpern, und die lächelnden Lippen zeigten zwei Reihen der glänzendsten Zähne. Das Mädchen gab allerlei Künste zum Besten, die man noch jetzt von Gauklern ausgeführt sehen kann, und die Zigeuner äußerten laut genug ihren Beifall. Vor allen aber war es ein junger kräftiger Bursche, der die Künstlerin durch sein Lob aufzumuntern wußte. „Herrlich, prächtig, Rosafior!" rief er und klatschte in die Hände, und Rosafior überbot sich lachend in ihren Künsten. Der Häuptling, der sich mit dem Goldgräber dem

Kreise genähert hatte, sah dem Spiele gleichgültig zu. „Laß es genug sein, Rosafior,“ sagte der Alte, und zog die Tochter mit sich. „Verschwende Deine schöne Kunst nicht an diese rohen Gesellen!“ flüsterte er ihr heimlich zu. —

Der Zigeunerhäuptling und der Alte, den wir Nicolo nennen wollen, gingen schweigend neben einander durch die Nacht, dicht an den Mauern Altensteins vorbei nach der Gegend zu, wo sich jetzt die berühmte große Höhle befindet. Nicolo schlug zu wiederholten Malen die Wünschelruthe, aber sie zeigte nur immer die Spur vorwärts. Der Häuptling begann schon ungeduldig zu werden und murmelte dumpfe Worte in den Bart. Da sprang sie endlich an einen Felsen, und Nicolo hieb ein geheimnißvolles Zeichen in das mürbe Gestein. Dann zog er den Häuptling auf denselben Wegen zurück. Die Nachtvögel kreischten unheimlich auf, der Nordwind rauschte durch die Wipfel der Bäume, und die Mondessichel tauchte am dunkelblauen Himmel auf und beleuchtete gespenstisch die grauen Felsenriesen und die Zinnen des Schlosses Altenstein. „Wir haben halb gesiegt,“ sagte Nicolo nach langem Schweigen zu dem Häuptling. „Der Goldhort ist entdeckt, nun gilt es noch, ihn dem Erdgeist abzuringen. Am Freitage des nächsten Neumondes wollen wir das Werk beginnen. Drei solcher Tage gehören dazu, ihn in Schlaf zu versetzen, dann aber wird der Schatz in Pracht und Herrlichkeit vor uns liegen.“

„Das ist eine lange Zeit, will mich dünken," murrte der Häuptling; „und ich zweifle, ob uns ein so langer Aufenthalt in diesen Wäldern gestattet sein möchte."

„Es ist nicht anders," antwortete Nicolo. „So lange der Mond am Himmel leuchtet, sind die Geister der Erde unantastbar, und kein Zauberwort vermag sie zu bannen, denn die Strahlen des Mondes bilden eine geheimnißvolle Brücke nach der Erde und senden ihre magnetische Kraft bis in die Tiefen der Erde. Diese Wälder sind dicht genug, uns zu bergen, und Thüringen ist reich an Nahrung mancher Art. Seine Bewohner sind gläubig genug, den Weissagungen Eurer Weiber zu vertrauen; einzeln können sie das Land durchstreifen, während wir thätig sind zum großen Zweck."

Sie traten in ein enges Thal, wo ein Waldbach, von Fels zu Fels brausend, niederstürzte. Eine niedere Hütte lehnte am Fuße der Thalwand. Nicolo hemmte seine Schritte und schaute lange um sich her; die alten Erinnerungen tauchten in ihm auf, und er versank so sehr darein, daß ihn ein Fluch der Ungeduld des Zigeuners aus seinen Träumen erwecken mußte.

„Das ist das Thal, dem meine Geliebte entsprossen war," sagte der Alte weich, „und dort steht die Hütte noch, wo sie wohnte. Ich habe selige Tage verlebt im Schatten dieser Buchen, und der Waldbach dort rauschte die Melodie zu den Schwüren unsrer Liebe.

Laß sehen, ob die Hütte bewohnt ist und von wem. Vielleicht können wir bis zum Morgen rasten."

Nicolo pochte an die Hütte; es dauerte lange, ehe sich ein Zeichen des Lebens im Inneren kund gab. Endlich rief eine rauhe Stimme ihr Werda? — „Zwei verirrte Wanderer, die aus fernen Landen kommen. Laßt uns hier rasten bis zum Morgen, und alles Glück der Erde sei Euch dafür;" bat Nicolo. „Geht zum Teufel, verdammtes Zigeunergesindel!" war die scheltende Antwort. „Gottes Fluch über Euch, die Ihr die Ruhe eines armen Mannes stört. Ich will kein Glück, denn Eures Gleichen hat mir das Einzige gestohlen, was mich glücklich machte. Und nun packt Euch von meiner Schwelle, und mögt Ihr ewig leben, und kein Schlaf komme in Euer Auge, keine Ruhe erquicke Euch, die Ihr einen alten Mann — "

Grimmig sprengte der Häuptling mit einem Fußtritt die morsche Thür, und sein kräftiger Arm rüttelte an den Pfosten, daß die ganze Hütte wankte. Schaudernd zog Nicolo den Zornigen hinweg, und hinter ihnen drein schallten die gräßlichen Flüche des Wahnsinnigen. Der Häuptling schwur dem Ungastlichen schreckliche Rache und verdoppelte seine Schritte, als wolle er dem Fluche entrinnen, der ihm noch in den Ohren tönte. Der Morgen dämmerte schon, als sie am Lagerplatze ankamen; der Schlaf floh Nicolo's Auge. —

Lustig tanzten die Zigeuner um den ausgebrannten

Kohlenhaufen in der Mitte ihres Lagerplatzes. Die Paare hielten sich eng umschlungen, und das Blut rollte immer heißer in den Adern der wilden Söhne Asiens. Rosafior tanzte mit dem jungen Manne, den wir als den feurigsten Bewunderer ihrer Kunst kennen gelernt haben. Seine Blicke ruhten begehrlich auf den üppigen Reizen des Mädchens, und fester drückte er ihre wogende Brust an sein Herz. „Rosafior, Blume, Juwel, ich liebe Dich!“ flüsterte er ihr, berauscht von Leidenschaft, zu. „Sei mein Weib, weißes Mädchen, ich will Dir treu sein, so lange die Sterne am Himmel stehen, so lange die Sonne glüht und so lange ich lebe! Horphar ist der Kühnste und Weiseste seines Volkes, und er wird einst Häuptling seines Stammes werden. Ich will Dich betten auf weiche Decken und will Dich kleiden in köstliche Gewänder. Sei mein Weib, Rosafior!“ — Und Rosafior lächelte und scherzte über des Zigeuners Geständniß; aber sie wies seinen Antrag nicht zurück, und Horphar gab die Hoffnung nicht auf, sie endlich zu gewinnen.

Der Häuptling sendete einen Theil der Horde aus, ihrem Gewerbe nachzugehn und Lebensmittel herbeizuschaffen. Vorzüglich sollten die Weiber durch Wahrsagen von den abergläubischen Bauern Geld und Geldeswerth erpressen. Rosafior aber blieb beim Vater. Er durchstreifte mit ihr die Thäler und Höhen, und süße oder schmerzliche Erinnerungen flatterten ihm aus jedem Busche entgegen. Das Thal aber, wo die

Geliebte gewohnt, wagte er nicht wieder zu betreten. —

In der Hütte dieses Thales finden wir einen alternden Mann mit finsteren Zügen; ein junger Kriegsknecht tritt durch die Thüre und bietet dem Alten einen guten Morgen.

„Was willst Du, Konrad?“ fragte der Alte rauh. „Du hast mich Vater genannt bisher; ich aber sage Dir, daß ich Dein Vater nicht bin, noch sein will! Laß mich in Ruhe, Zigeunerbrut! Was kümmert es mich, daß Deine Mutter meine Braut war? Du bist darum nicht mein Sohn. Zwanzig Jahre hab' ich gelitten, nun aber will ich mein Alter ruhig hinbringen. Und doch lassen sie mir keine Ruhe, die Schandbuben! Sie haben meine Schwelle zertrümmert und mein Dach fast über mir zusammengestürzt. Fluch ihnen!“

„Wer that das, Vater?“ rief Konrad wild. „Kreuz und Schwert, ich will die Nichtswürdigen zusammenhauen wie Gras!“

„Deine Verwandten thaten es, die Zigeuner!“ grollte der Alte. „Was willst Du hier? Geh' hinauf auf's Herrenschloß und reite aus, das Land zu reinigen von der schwarzen Brut!“

„Was that ich Euch, Vater, daß Ihr mich schmähet und mich von Eurer Schwelle weiset,“ sagte Konrad düster. „Warum habt Ihr mich so lange Eueren Sohn genannt und mein Haupt nicht an den Felsen zerschmettert, als Ihr mich im Walde fandet, wie Ihr

sagt. Ich dank' Euch mein Leben nicht, wenn Ihr es verflucht, wenn Ihr mir die Stütze des Lebens raubt. Kreuz und Schwert! Ich möchte lieber todt sein, als mich so behandelt sehen. — Lebt wohl, Alter! Ich will nicht mehr zu Euch kommen, wenn Ihr mich haßt! Ihr habt mich elend gemacht, aber ich will Euch drum nicht fluchen!"

Konrad stürmte hinaus, und des Alten harte Züge nahmen den Ausdruck der Wehmuth an. „Konrad, mein Sohn!" rief er schluchzend, aber der junge Krieger hörte ihn nicht und schritt hastig das Thal entlang. Der wilde Trotz des Einsiedlers schien gebrochen; Thränen, längst vermißte Gäste, stürzten ihm aus den Augen, und der Name „Marie" glitt über seine Lippen. —

Gram im Herzen, schritt Konrad durch das Dickicht, durch Felsschlünde und über Abgründe kletternd. Sein Schwert mußte ihm oft den Weg bahnen, und eben so oft strauchelte er in dem Gestrüpp und Schlingkraut; da hörte er Getöse nicht ferne von sich, und beherzt ging er dem Schalle nach. Bald gewahrte er das bunte Treiben der Zigeuner. Da umklammerte eine schreckliche Wuth sein Herz; was er vom Vater gelitten, wollte er rächen an dem verhaßten braunen Volke, das ihm die Ursache seiner Leiden zu sein schien. Er ging aber nicht, wie es die Klugheit wohl erfordert hätte, vorsichtig zurück; dazu war er zu aufgeregt und zu leidenschaftlich, sondern er trat plötzlich

mitten unter die Bande und ließ sein blankes Schwert im Sonnenlichte blitzen. „Was wollt Ihr hier, was thut Ihr hier, verdammtes Heidengesindel!“ schrie er wüthend. „Zur Hölle mit Euch, Ihr braunen Hexen und Spitzbuben! Lauft, so schnell Ihr könnt, wenn mein guter Flammberg Euch nicht Nasen und Ohren blutig fegen soll!“

Einen Augenblick standen die Zigeuner bestürzt, als aber Konrad's Stahl dem Einen flach auf dem Rücken tanzte, ermannten sie sich und brauchten als Waffe, was sie erfassen konnten. So sah sich der junge Krieger in einem Augenblicke umringt, und eines der megärenartigen Weiber hatte ihm eine Schlinge über den Kopf geworfen. Das Bewußtsein verging ihm, er ward entwaffnet und gebunden. Die braunen Menschen umtanzten triumphirend den gefesselten Löwen.

Konrad knirschte grimmig in seine Bande; er fluchte und tobte und drohte mit dem ganzen Zorn seines Ritters, aber es war Alles vergebens, man lachte seiner ohnmächtigen Wuth. So kam die Nacht heran, und Konrad mußte sich bequemen, sie unter den braunen Gesellen zuzubringen, da man die Zurückkunft des Häuptlings erwartete, der über den Eindringling beschließen sollte. Die Zigeuner, von gebranntem Wasser berauscht, lagen in tiefem Schlaf, wie ihr Schnarchen bezeugte; Konrad wachte und sann auf Mittel, sich zu befreien. Wie leicht wäre es ihm

jetzt gewesen, zu entkommen, hätte er ein Werkzeug gehabt, seine Bande zu durchschneiden; die Hände waren ihm aber auf den Rücken gebunden, und die Stricke schnitten schmerzhaft in's Fleisch. Trostlos blickte er auf nach dem dunklen Sternenhimmel, denn seine Phantasie spielte ihm die gräßlichsten Bilder von der Grausamkeit der Zigeuner vor. Da rauschten Fußtritte in seiner Nähe, und nicht lange dauerte es, so beugte sich ein Antlitz über ihn, und beim Glanze der Sterne unterschied er die edlen Formen einer weiblichen Gestalt. „Was willst Du, braune Hexe?“ grollte der junge Krieger; „gönnt Ihr mir nicht einmal die Ruhe der Nacht, abscheuliches Heidenvolk?“ Da fühlte er eine weiche Hand auf den Lippen, und eine sanfte Stimme sprach zu ihm: „Still, Trotzkopf! Ich bin nicht vom Stamme der Zigeuner und eine so gute Christin, als Du. Ich bin auch nicht gekommen, Dich zu kränken, sondern ich will Dich befreien, weil ich Dich liebe.“

„So mach' schnell, daß ich der verdammten Stricke ledig werde;“ antwortete der Jüngling hoch erfreut, und alsbald fielen die Bande durchschnitten von seinen Händen. „Ich danke Dir, Dirnlein,“ fuhr er fort, als er sich frei sah, „nun will ich mir schon weiter helfen, und keiner der braunen Hunde soll mir's verwehren.“

„Nein, nein, ich will Dich führen!“ sprach Rosafior, denn sie war es, besorgt und umklammerte ihn

leidenschaftlich. „Aber weiter hast Du Rosafior, die Dir zu Liebe so viel gewagt, nichts zu sagen als ein kühles Wort des Dankes?"

„Mit der Liebe kann's halt nichts werden, mein schmuckes Heidenkind, so sehr Du auch schmeicheln magst!" lachte Konrad gutmüthig. „Ich habe schon eine gar holde Braut, und Kreuz und Schwert! ich liebe sie zu sehr, um ihr untreu zu werden! Drum lebe wohl, Dirnlein! Ich hoffe, Dir wieder vergelten zu können!"

Er drückte seiner Befreierin dankbar die Hand und war im Gebüsche verschwunden. Rosafior war bestürzt und ärgerlich. „Der Undankbare!" murmelte sie. „Hüte Dich, Bursche, damit wir nicht zum zweiten Mal zusammentreffen!" —

Nicolo und der Häuptling waren nach dem goldbergenden Felsen gegangen, denn es war ein Freitag des Neumondes, und das angefangene Werk sollte seinen Fortgang nehmen. Nicolo hatte einen magischen Kreis um sich gezogen und murmelte geheimnißvolle Beschwörungsformeln, während der Wind durch die Bäume sauste und eine Eule ihren eintönigen Ruf ertönen ließ. „Birg' Dich in jenes Dickicht!" flüsterte Nicolo und zog den Häuptling mit sich fort. „Die Pforte des Berges wird sich öffnen, und wir dürfen deß nur von ferne Zeugen sein." — Kaum hatten sich die beiden Männer geborgen, als ein furchtbarer Knall die Luft erschütterte, ein Feuerstrahl aus dem Fel-

sen emporzuckte und zerbröckeltes Gestein weithin niederflog. „Mein Zauber wirkt,“ sagte der Alte zum Häuptling, der nun nicht mehr am Gelingen des Plans zu zweifeln schien. „Nun will ich in die Tiefe des Berges dringen und sehen, was ferner zu thun ist.“

Der Felsen zeigte jetzt eine ziemlich weite, dunkle Oeffnung, und Nicolo zwängte sich durch dieselbe, nachdem er sich eine Fackel angezündet hatte. Aber die Fackel verlöschte, sobald er das Innere des Felsen betreten. Da ließ er eine große blaue Flamme auflodern und zündete die Leuchte wieder an, und immer kleiner wurde der Schein, wie ein Stern, und verschwand endlich völlig. Der Häuptling wagte nicht, den Felsschlund zu betreten, und harrte ungeduldig des Gefährten. Endlich nach langem Harren sah er es wieder wie einen Stern auftauchen, und Nicolo stieg heraus, und die Fackel beleuchtete gespenstisch sein todtfahles Gesicht. Schweigend zog er den Häuptling mit sich durch die Nacht. „Jener Felsen birgt eine neue wunderbare Welt,“ begann er endlich. „Wasser strömt und rauscht in seinem Schooße und Hallen wölben sich wie in einem Tempel und tausendfach wiederholt das Echo die niederfallenden Tropfen. Ich habe den reichen glänzenden Goldhort gesehen, und der hütende Erdgeist stand vor mir und blickte mich an mit wildrollenden Augen, aber mein Zauber machte seinen Zorn ohnmächtig. Bald wird er gefesselt liegen, und seine Schätze werden unser

sein. Etwas hab' ich errungen, das Dir ein Zeichen sein soll, daß ich Wahrheit rede.“ Nicolo zeigte ihm eine zerschlagene Steinkugel, und das Sternenlicht blitzte aus den bunten Körnern, die in dem Kiesel gehüllt lagen. Der Häuptling schmunzelte begehrlich und verhieß dem Zauberer seinen Dank. —

Die Zigeuner, die nun schon ziemlich lange in den Wäldern Liebenstein's und Altenstein's hausten, waren bald gefürchtet und gehaßt von dem Landvolke. Jeder Unfall wurde den braunen Weibern zugeschrieben, die die Dörfer durchzogen und für ihre Weissagungen Lebensmittel einsammelten, und als endlich gar eine Feuersbrunst ausbrach, da rief man Zeter über die gottlosen Mordbrenner, die Zigeuner. Bestürmt von den Bitten der Bauern, sandten daher die Ritter Stein von Liebenstein und Hundt von Altenstein Reisige aus, die Zigeuner mit Gewalt aus ihrem Gebiet zu bringen. Konrad war der Führer der Schaar, und er freute sich nach Herzenslust, an dem verhaßten Volke Rache zu nehmen. Er war auch deshalb gar nicht gesonnen, die braunen Leute in Frieden ziehen zu lassen, sondern sie, die ihn so schmählich behandelt, sollten einigermaßen die Schärfe seines Schwerts kosten. Sorgsam spähte er nach ihrem Lagerplatz und fand ihn endlich, tief versteckt zwischen hohen Felskegeln, die die Aeste aller Riesenbuchen überwölbten.

Die Zigeuner waren eines solchen Ueberfalles

nicht gewärtig und gaben sich unbefangen dem gewohnten sorglosen, fröhlichen Treiben hin. Deshalb erstaunten sie um so mehr, als Konrad unter sie trat und sie mit harten Worten anredete: „Treff' ich Euch wieder, verfluchtes Heidenpack? Packt Euch sogleich zum Teufel, Eurem Vater, auf Befehl meines Herrn, des edlen Ritters von Altenstein, und des edlen Ritters von Liebenstein, und laßt Eure Höllenfratzen nicht wieder in diesem Lande sehen, oder Gott verdamme mich, wenn ich Euch nicht vergelte, was Ihr mir jüngst angethan!"

Die Zigeuner, die solche Verwegenheit nicht begreifen konnten, starrten den tollkühnen Kriegsknecht unschlüssig an; Rosafior aber, deren gekränkter weiblicher Stolz wieder erwachte und ihr das Blut in die Wangen trieb, wußte geschickt die Flamme zu schüren. „Schäme Dich," flüsterte sie Horphar zu, der in ihrer Nähe stand; „schäme Dich, von einem Einzelnen solche Schmähung zu dulden!" Dieser Vorwurf genügte, Horphar zuckte sein Messer und sprang auf Konrad ein, und sogleich wurden alle Klingen blank. „Kreuz und Schwert!" donnerte Konrad wild lachend. „Heute bin ich stärker als ihr und klüger noch dazu. Heraus, Kameraden! Haut ein in die Landstreicher und macht das Garaus mit ihnen!" Und Konrad's Schaar drang herzu und ließ die Schwerter über den Köpfen der Zigeuner schwirren. Heulend sanken die Weiber in die Knie, Rosa-

fior aber warf ein Messer so geschickt nach Konrad, daß es tief in dessen Hals eindrang. „Kreuz und Schwert!“ stöhnte der Getroffene und sank zu Boden, und nun ließen die Reisigen von dem flüchtigen Zigeunervolke ab und wendeten sich zu dem gefallenen Kameraden, ihm Brustharnisch und Wamms lösend. Ein rother Blutquell strömte aus der tödtlichen Wunde. Da riß sich Nicolo, der gefangen worden war, aus den Händen seines Wächters los und warf sich über den Leichnam und starrte auf das blutrothe Kreuz, das in Konrad's Brust geäzt war, und rief verzweifelnd: „Mein Sohn, mein Sohn!“ — Und Rosafior schrie auf in wildem Schmerz, zerraufte sich das schöne Lockenhaar und jammerte: „Mein Bruder, mein Bruder!“ Die Kriegsknechte waren ergriffen von der traurigen Scene und wehrten dem Alten nicht, Konrad's bleiche Lippen zu küssen, noch der Tochter, mit ihren Locken das strömende Blut zu trocknen. Erweckt vom Jammer des Vaters, schlug Konrad noch einmal das gebrochene Auge auf, und ängstlich wehrte er die Liebkosungen des Armen ab und verhauchte den letzten Seufzer.

Nicolo aber folgte der Bahre, die man aus Aesten bereitet hatte uud worauf der Todte, in weichem Grün gebettet, lag, bis in das Thal und die Hütte, wo er Marien einst geliebt. Der Bewohner dieser Hütte warf sich wehklagend neben der Leiche nieder, zerraufte sein graues Haar und verfluchte die Zigeuner,

die ihm sein Leben gestohlen hatten, und Nicolo, der den Vollendeten noch immer seinen Sohn nannte, starrte er mit durchbohrenden Blicken an; dann schien es in seiner Seele aufzuflammen, er sprang auf und mit dem kreischenden Ruf: „Das bist Du, der mir die Braut geraubt," ergriff er seine Axt und spaltete damit den Kopf des armen, unglücklichen Nicolo. —

Rosafior, die der Leiche nicht gefolgt war, sondern noch lange in ohnmachtähnlichen Trübsinn auf dem blutigen Kampfplatz kniete, durchstreifte, nachdem sie zu sich selbst wieder gekommen, jammernd, wie eine Büßerin, das Thüringer Land, bis sie endlich in einem Kloster der Ursulinerinnen ihren Schmerz zu begraben hoffte. Und nach sechs Monaten begrub man eine bleiche Nonne. Andächtig folgten die Schwestern dem Sarge und beteten ein Paternoster für ihre Seele, denn sie hatte gebeichtet, was ihre Brust belastete, und die Aebtissin sagte fromm: „Schwester Magdalene hat viel gesündigt, aber ihre Buße war größer als ihre Sünde; Friede sei mit ihr!" —

Die Nacht des Wahnsinns sank nach dem schrecklichen Ereigniß noch tiefer auf den Pflegevater Konrad's herab. Er verließ die Hütte, darin er einen Mord begangen, und irrte unstät in den Wäldern umher, den Namen der Braut und den Namen Konrad's in die Wildniß brüllend. Er war das Entsetzen der Landleute, die sich vor der Schreckensgestalt mit den grauen, wirren Haaren und den wildstierenden

Augen bekreuzten. Eines Tages fand man ihn zerschmettert am Fuße eines steilen Felsens. Mit seinem Tode verschwand aber sein Andenken nicht. Lange nachher wollte man ihn noch gesehen haben zu nächtlicher Stunde, eine dunkle Gestalt, mit Blut befleckt, das blutige Beil in der Faust, und ein Wimmern wollte man gehört haben, in dem man den Namen „Marie" kläglich gerufen, unterschied. Die Hütte im Thale wurde abgerissen und Nicolo an jener Stelle begraben. —

Die Zigeuner waren zerstreut und verließen die Gegend. Sie waren nicht eingeweiht in den Zweck, der den Häuptling hierher geführt hatte; der Häuptling aber, der abwesend war während des Kampfes, vernahm mit Schreck den blutigen Ausgang, denn der Tod Nicolo's schien ihm die ganze schöne Hoffnung zu vernichten, die sich vor seinen goldgierigen Blicken entfaltet hatte. „Laß sehn, ob Du nicht selbst den Zauber vollenden kannst," rief er sich entschlossen zu. „Wenn fester Wille und Furchtlosigkeit die Geister der Erde bannen, so ist mein der goldne Hort!"

Keck ging er nach dem wohlbekannten Orte und wartete bis zur Mitternacht, und als es zwölf schlug im nahen Dorfe, da entzündete er eine Fackel und zwängte sich durch den Felsspalt, und wie ein Stern schimmerte das Licht im Bauche des Berges und verschwand in der Dunkelheit. Aber horch, da rollte es wie Donner durch die Kluft, daß der Berg er-

schütterte und Gestein und Erde sich losriß und die Oeffnung verschüttete, die zu der Tiefe führte. Dann ward es still, ganz still, daß man fast ein vom Baume fallendes Blatt hören konnte. So verging die Nacht, und der Morgen umfing mit warmen Strahlen die Erde, und die Vögel sangen in den grünen Buchenwäldern, aber der Häuptling der Kinder Aegyptens kehrte nicht wieder zum Licht des Tages.

Niemand hat seitdem versucht, die Schätze zu lösen, von denen sich einst die listigen Venetianer bereicherten und ihre Marmorpaläste erbauten in der stolzen Lagunenstadt; nur die geschäftige Sage weiß noch viel zu erzählen von dem unheimlichen Treiben der dunkeläugigen Fremdlinge, von ihren Kämpfen mit den unterirdischen, das rothe Gold bewachenden Geistern. Zerbrochen liegen die Burgen auf den waldigen Höhen; aber ihre Trümmer und die wildromantischen Thäler um Altenstein sind noch heute der Schmuck des Thüringer Landes, und der Wanderer schaukelt sich gerne auf dem See, den in einem spätern Jahrhundert der Zufall im Schooße des Berges finden ließ, in dem einst der Zigeunerhäuptling das Ende seiner Tage fand. An festlichen Tagen ist der See vom Glanze von tausend Lichtern bestrahlt und die Wogen rauschender Musik brechen sich an den Hallen des großen Felsentempels, den die Natur selbst in der Tiefe aufgebaut.

schütterte und Gestein und Erde sich losriß und die Oeffnung verschüttete, die zu der Tiefe führte. Dann ward es still, ganz still, daß man fast ein vom Baume fallendes Blatt hören konnte. So verging die Nacht, und der Morgen umfing mit warmen Strahlen die Erde, und die Vögel sangen in dem grünen Buchenwäldern, aber der Häuptling der Kinder Aegyptens kehrte nicht wieder zum Licht des Tages.

Niemand hat seitdem versucht, die Schätze zu lösen, von denen sich einst die listigen Venetianer bereicherten und ihre Marmorpaläste erbauten in der stolzen Lagunenstadt; nur die geschäftige Sage weiß noch viel zu erzählen von dem unheimlichen Treiben der dunkeläugigen Fremdlinge, von ihren Kämpfen mit den unterirdischen, das rothe Gold bewachenden Geistern. Zerbrochen liegen die Burgen auf den waldigen Höhen, aber ihre Trümmer und die malererischen Städter am Altenstein sind noch heute der Schmuck des Thüringer Landes, und der Wanderer schaukelt sich gerne auf dem See, den in einem späteren Jahrhundert der Zufall im Schooße des Berges finden ließ, an dem einst der Zigeunerhäuptling das Ende seiner Tage fand. An festlichen Tagen ist der See von Menge von tausend Lichtern bestrahlt und die Wogen rauschender Musik brechen sich an den Wällen des großen Felsendomes, den die Natur selbst in der Tiefe aufgebaut.

Das Ende eines Dichters.

Vom Kirchthurme der alten Stadt Jena schlug es Mitternacht. Der blasse Schein des Mondes grenzte die kahlen, steilen Berge scharf am dunklen Himmel ab. Auf dem geräumigen Markte der kleinen Stadt loderte ein großes Feuer in die kalte Nacht empor, und im Kreise herum stand eine fröhliche Jünglingsschaar, dem eben scheidenden Jahre ein Valet und dem beginnenden ein Vivat bringend. Die geschwungenen Schläger blitzten gluthroth im Wiederschein der Flammen. Küsse ewiger Freundschaft wurden gewechselt, eine berauschende Freude war in der Brust der lebenskräftigen Musensöhne eingezogen. Jubelgesänge hallten wieder in den belebten, festlich erleuchteten Straßen, und vom Thurme herab tönte feierlich frohe Musik. Es war das Jahr Ein Tausend sieben Hundert und zwei und zwanzig, dessen letzte Stunde in das Meer der Ewigkeit gesunken.

In einem Hause, auf das der Kirchthurm seinen

Riesenschatten warf, gab's lustige Gesellschaft, die die Schwelle des neuen Jahres taumelnd überschreiten wollte. Es waren Jünglinge mit dichten Bärten, die beim Saft der Trauben hochleben ließen, was des Menschen Herz erfreut. Nur Einer saß trüb und stumm inmitten der lustigen Schaar. Die edlen, schon gereiftern Züge des jungen Mannes waren bleich und zeugten von Sorge und Kummer, doch trugen sie auch die Spuren einer in Saus und Braus verlebten Jugend.

„Schau' nicht so finster drein, Günther, altes, bemoostes Haupt!" rief einer der fröhlichen Gesellen und ließ sein Glas mit dem des Angeredeten zusammenklingen. „Das neue Jahr soll leben und pereat der alte Sauerteig, die alten Grillen, der Neid, die Habsucht, der Geiz und all' das höllische Gelichter! Pereat die Knauserei der Väter, die nicht die Seligkeit ahnen, welche uns ein hübsches Heer goldner Füchse verschafft. Dafür lebe der Wein, die Freude, die Liebe und die Hoffnung!"

„Die Hoffnung!" stimmte Günther, doch noch nicht erheitert, mit ein.

„Ei was, die Hoffnung ist falsch!" lachte ein Anderer. „Laßt die schnöde Coquette. Die Liebe und der Wein!"

„Wohlgesprochen, Franz!" fiel ein Dritter ein; „die Liebe ist des Lebens Panacee und der Wein der ächte kastalische Quell. Was wir lieben!"

„Leonore und — Marie!“ flüsterte Günther und trank seinem Becher in raschem Zuge leer.

„Laß fahren das Kalendermachen!“ rief der Zweite dem Trübsinnigen zu. „Schlag Dir die Grillen aus dem Kopf. In der Welt läßt sich doch nun einmal nichts ändern. Hat ein elender Wicht von Kritikus Deinen Dichterruhm befleckt, so züchtige den Buben; ward Deine Geliebte Dir untreu, so vergiß die Falsche. Fehlt Dir Geld: wir werden Dich nicht umkommen lassen.“

„O das ist es, was mich peinigt!“ erwiderte Günther. „Von Almosen seine Tage fristen, die göttliche Muse zur dienenden Magd erniedern müssen, das frißt mir am Herzen wie ein Skorpion. Ich bin ein Ausgestoßener, ein unnützes Gefäß, das man aus Barmherzigkeit duldet, ein Bettler, an dem man sich das Himmelreich zu verdienen glaubt. Ha! und wenn ich meinem Schmerze Worte leihe, so nennen sie mich einen dünkelhaften Thoren, einen Undankbaren. Ich habe keine Heimath mehr, denn des Vaters Stimme schweigt bei dem reuigen Flehen des Kindes.“

„Pfui, wer wird winseln, wie ein Hund, dem man die warme Stube verschließt,“ sagte Franz.

„Und doch that ich's, und der Vater sah meine Noth und ließ mich von seiner Schwelle stoßen, wie einen Bettler, einen räudigen Hund. O hätte er

mich aufgenommen mit milden vergebenden Armen, hätte seine Liebe mir von Neuem in die Seele geleuchtet, ich hätte meinen Nacken gebogen unter das Joch, das er mir auferlegte, ich hätte abgelassen von der betretenen Bahn. Doch er forderte das Unmögliche von mir armen Sohne des Staubes, meiner Muse Valet zu sagen.“ —

„Daß Du ein Thor wärst,“ sagte Franz, „die herrliche Gabe, die Dir Gott verliehen, von Dir zu werfen. Unter Tausenden ist es kaum einem Menschenkinde beschieden, die Himmel der Poesie zu durchfliegen. Und die Poesie wirkt oft heilsamer als alle Medizinerei. Sie ist dem Menschen gegeben, daß er sie als heilenden Balsam gebrauche. Drum dichte fröhlich fort, auf die Unsterblichkeit los. Der Lorbeer des Ruhms muß ein Göttliches sein.“

„Unter heißen Kämpfen nur wird er errungen,“ bemerkte Günther.

„Und dazu bist Du der Mann, beim Apollo und dem ganzen olympischen Heere!“ rief Franz. „Darauf will ich sterben, und wer zweifelt, der hat es mit mir zu thun. — Doch nun lustig, Herzensbruder! Gib den Grillen gut Nacht und beschwöre Deinen bessern Genius herauf. Der Wein ist der beste Sorgenbrecher, und vor seiner goldnen Klarheit verschwinden die Dämonen des Trübsinns. Draußen begraben sie mit Gesang und Jubel das alterschwache Jahr. Traun, mit heiterer Stirn und lachendem Auge wol-

len wir den jungen Kronos begrüßen, daß sich die bösen Sorgen zu Tode ärgern."

„Du hast Recht; ist es doch das Beste, was der Mensch thun kann, seinem Schicksal trotzig die Stirne bieten," antwortete Günther. „Das Leben ist so reich an Schmerzen, wir selbst müssen die Lust uns schaffen. Und am Ende ist es auch einerlei, ob wir dem Fatum stille hielten, wie geduldige Lämmer, oder ob wir uns gegen dasselbe aufbäumten in Jugendmuth und es zwangen, uns den Pokal der Freude zu reichen. Fort denn, Gespenster der Sorge, mit Rebenlaub will ich mich umkränzen, bis der Tod mir seinen Mohnkranz windet. Gebt mir des Weines flüssige Gluth; Feuer ist ja nach der Meinung eines alten Philosophen der Urstoff, daraus die Elemente entstanden; so mag des Weines Götterfeuer das Chaos meines Innern sondern und sichten!"

Und nun gab sich der junge Dichter einer wilden Lustigkeit hin; aber der Unbefangene mußte wohl sehen, daß es eine erkünstelte, nicht aus heiterem unbefangenen Gemüthe entsprungene war. Er suchte die Eumeniden der Sorgen und des eignen Vorwurf's niederzukämpfen, aber man las den Kampf auf den fieberhaft gerötheten Wangen, in den unheimlich funkelnden Augen. Bald übte der Wein seine Kraft, ein wilder Taumel erfaßte die Jünglinge, Mädchennamen strömten in Menge von den Lippen, die man hochleben ließ beim feurigen Nektar.

„Hinweg mit dem pedantischen Philisterthum!“ rief Günther und schleuderte seine blonde Perrücke, die Mode der Zeit, in einen Winkel, so daß sich nun sein schönes dunkles Haar in natürlichen Locken um die Schläfe kräuselte, und die Freunde ahmten seinem Beispiel nach, und der Morgen nahte unter Lust und Jubel. Arm in Arm durchschweiften nun die Musensöhne die Straßen und ließen es nicht an der Ausgelassenheit fehlen, die ein Vorrecht ihres Standes war. Die kalte Nachtluft wirkte ernüchternd auf die Berauschten.

„Mir ist, als ob ich in die Zukunft schauen könnte,“ sagte Günther, als man die warmen Zimmer wieder suchte; „ein Jahrhundert, dünkt mir, rolle an mir vorüber, und ich befinde mich in mitten einer Jünglingsschaar, die begeisterte Wünsche für Freiheit und Vaterland gen Himmel sendet. Aber auch Stürme seh' ich drohn und sich entladen über die flammenden Herzen; doch siegreich schwingt sich der junge Phönix endlich ins Morgenroth. Ein kräftiges, thatenglühendes Geschlecht wird in diesem Hause erblühn.“

„Der Dichter ist ein Seher,“ bemerkte Franz, der Einzige, der Günther's Weissagung Glauben geschenkt. Allmählich verstummte der Jubel und Jeder ging, in Morpheus Armen Erholung für die durchschwärmte Nacht zu suchen. Bleich und im gräßlichen Zwiespalt mit seinem edlern Selbst schlich Günther nach seiner Zelle, die ihm der Herr von Eben, ein großmüthiger Freund der Musen, in seinem Hause angewiesen. Er warf sich

auf sein Lager, aber der Schlaf floh ihn, die Vorwürfe des Gewissens verscheuchten den freundlichen Gott, und das Gefühl der Scham folterte ihm das Herz. Wie ein Silberblick leuchtete sein besseres Selbst aus der Nacht der Verirrung, und im Schmerz der Reue dichtete er ein Lied, das mit folgenden Zeilen beginnt:

„Mein Gott! ich kenne Deine Liebe;
Du ziehst mich, doch ich folge nicht.
Ach, hilf doch nur dem schwachen Triebe,
Der mir nur stets zuwider spricht,
Und mehre das getreue Sehnen,
Das Dir mit Thränen
Gewiß Dein Vaterherze bricht.“

Sein Wohlthäter empfing ihn mit einem stummen Blicke des Vorwurfs; die Spuren einer wild durchschwärmten Nacht standen zu leserlich auf den fahlen Zügen des Unglücklichen geschrieben. Da leistete er sich im Innersten seiner Seele das feierliche Gelübde, den Pfad zu meiden, der ihn endlich zum Verderben führen mußte. Deshalb suchte er noch einmal die Verzeihung und Versöhnung seines Vaters zu erlangen und schrieb einen Neujahrswunsch an denselben, den er mit hoffender Seele absendete. Es war der letzte Halm, an dem sich der sinkende Schiffer festklammerte. Gemüther, wie das unseres Dichters, bedürfen der liebenden, erhebenden Hand. Der ermattete Schwimmer wird unrettbar versinken, stößt man den hülfesu-

chenden Arm zurück. Günther war ein solcher Schwimmer, und der Mann, von dem allein er Trost und Rettung hoffte, blieb stumm bei seinem Flehen.

Tage und Wochen vergingen seit jener Nacht. Günther mied die lustigen Gesellen nnd weihte sich ganz der Poesie und seinen Studien, zur Freude seiner Gönner, die nun endlich die verderblichen Neigungen des jungen Dichters gebrochen wähnten. Nur wenn der Abend seine Schwingen über die winterliche Erde breitete, ging er hinaus in's Freie und wandelte an den Ufern der Saale dahin, die ihm mit ihren eisigen Fluthen eine eintönige Melodie in die Ohren murmelte. Dann pflegte er an vergangene Tage zu denken, wie zuerst der Gottesfunke der Poesie in ihm erwachte, wie ihm aus der Nacht der Armuth goldne, freundliche Sterne des Wohlthuns leuchteten, wie er vom Borne der Wissenschaft trank mit reinem, kindlichen Gemüth, wie dann die Liebe, eine liebliche Paradiesesblume, in seiner Seele erblühte; er dachte an Leonore, die er verehrte voll reiner anspruchloser Liebe, obschon ein Andrer sie zum Altar geführt, an Mariane, die er unter dem Namen Phillis gefeiert, die man ihm einst verlobte, und an Marie, die still Geliebte in Jena; aber er dachte auch an des Vaters Zorn, an den Empfang, der ihm einst im väterlichen Hause geworden, und die Erinnerung daran schnitt ihm tief in's Herz. Die Hoffnung lächelte ihm noch immer freundlich zu und baute ihm prächtige Luft-

schlösser, den schwanken Boden mit lachendem Grün verbergend.

Nach langem Harren erschien endlich der ersehnte Brief aus der Heimath. Wie freudig klopfte sein Herz, als er das Siegel brach! Das Gedicht, das er dem Vater geschickt, fiel ihm in die Hand, ohne ein ermahnendes, tröstliches, väterliches Wort. Wie ein eisiger Frosthauch zog es durch seine Seele, und alle Blüthen der Hoffnung, des erwachten edlen Seins erstarben, vernichtet in ihrem innersten Keim. Die Thränen stürzten ihm aus den Augen und verlöschten die Züge des Gedichts. „Vater, Vater!“ rief er klagend, „hab' ich denn so schwer gesündigt, daß Du das Flehen des Reuigen selbst nicht hören willst? So aufrichtig war meine Reue, so schmerzlich war mein Flehen — und Du verschließest Ohr und Herz dem Klagetönen des Sohnes. Du hörst den Bettler selbst, der Deine Schwelle betritt, und doch ist er Dir ein Fremder. Gott hört des Missethäters Flehen an, das Wimmern des Elendesten dringt in sein Ohr, wenn er auch nicht hilft! — Vater, Vater! So hättest Du mich nicht demüthigen sollen! Diese Härte hat das Band zerrissen, das mich an Dich knüpfte; hinführo bin ich eine Waise. — Was half mir nun all' meine Reue? Ich bin ein Thor, daß ich noch hoffte, wo nichts zu hoffen war. So weich' ich Dir denn, ehrnes Schicksal! Du magst mich zermalmen! Der Wein und die tolle

wahnsinnige Lust sind die einzigen Mittel, den tobenden Schmerz der Seele in Schlaf zu wiegen. Wohlan, der Dämon, dem ich geopfert, soll mich nun ganz besitzen. Ich will den Becher leeren bis auf die Hefen, damit ich vergesse, wie mein liebend Herz mißhandelt ward. — Ha," lächelte er bitter, „auch der Gedanke, keine Hoffnung mehr zu haben, ist schön, schön bis zum Rasendwerden. Das Leben ist ein falscher Schilling geworden, den man unbedenklich auf eine Niete setzt, und der Tod ist der Würfelmeister, und lebensmüde Spieler schauen hohnlächelnd drein. Freude, ich will Dich umfangen mit brünstigen Armen, und sollte Dein Sirenenleib mich auch hinabziehen in die Tiefe!"

Von dieser Zeit begann er wieder seine alte Weise, zum Jubel seiner Freunde und zum Leidwesen seiner Gönner. An freundlich strafenden Ermahnungen fehlte es nicht, aber der Dichter setzte ihnen einen ruhigen Trotz entgegen. Er glaubte sich vollkommen berechtigt, auf solche Weise die Unerbittlichkeit des Vaters zu rächen, und bedachte nicht, daß die Rache auf sein Haupt zurückfiel. „Er hat es zu verantworten, wenn ich Unrecht thue," pflegte er zu sagen. „Ein freundliches Wort von ihm hätte mich zum sittlichsten der Menschen gemacht; aber er hielt es mit meinen Feinden und wüthete gegen sein eigen Fleisch und Blut. Es ist am besten, den Rest eines verlornen Lebens mit Rosen der Freude schmücken."

So suchte der Unglückliche die immer lauter warnende Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen. Solche Stimmungen finden sich in Menge in den Gedichten Günthers aus dieser Periode. In einer poetischen Epistel an seinen vornehmsten Gönner, von Beuchell, drückt er seinen Unmuth auf folgende Weise aus:

„Allein was ist der Dank? so recht und gut ich's meine,
Verfolgung, Dürftigkeit, Gram, Mißgunst, Lastersteine,
Und Lügen oben drauf. So schmerzlich frißt kein Schwert,
Als dieses Aergerniß durch Mark und Beine fährt.
Dies macht den Geist verzagt, dies macht den Körper mürbe,
So daß ich seufzen muß: ach! daß ich doch nur stürbe!
Da endlich auch sogar mein eigen Fleisch und Blut
Den Feinden wider mich aus Blindheit Vorschub thut,
Und der auch dem — ach, Gott! hier kann ich nichts als schweigen,
Wer recht, wer unrecht sei, mag Deine Vorsicht zeigen.
Indessen fällt der Muth, der Körper nützt sich ab,
Und beide, wie gesagt, begehren Ruh und Grab."

So schmerzliche Nachrichten auch oft der alte Beuchell über den Lebenswandel seines Schützlings empfing, so ward er doch des Wohlthuns nicht müde und gab die Hoffnung nicht auf, Günthers besserer Stern werde endlich siegen.

Hier ist wohl der Ort, einige Bemerkungen über unseres Dichters früheres Leben einzuschalten.

Johann Christian Günther war am 8. April 1695 zu Striegau in Schlesien von unvermögenden Eltern geboren. Frühe schon trieb Günthers ausge-

zeichnetes Talent die ersten Knospen, und sein höchster Wunsch war, die Hochschule einst zu besuchen. Obgleich sich dem der Vater hartnäckig widersetzte und der poetischen Neigung des Knaben durchaus Fesseln anlegte, so besuchte er dennoch unter der Fürsorge wohlthätiger Menschen die Schule zu Schweidnitz, ging dann nach Wittenberg, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, und bald darauf nach Leipzig, um das Studium der Medicin zu beginnen. In Leipzig lernte er unter andern den in der deutschen Literaturgeschichte nicht unbekannten Professor Menk kennen, der den armen Zögling der Musen mit Rath und That unterstützte. Dieser treffliche Mann brachte den jungen Dichter durch seine Verwendung an den Hof zu Dresden. Ein unangenehmer Vorfall raubte ihm aber bald die Gunst des Königs, und resignirt kehrte er in's Vaterland zurück; hier jedoch fand er das Vaterhaus verschlossen, den Vater im Zorne über den ungerathenen Sohn unversöhnlich. Nach langen Irrfahrten endlich ging er nach Jena, um seine medicinischen Studien zu vollenden. Sein Dichterruhm hatte sich schnell verbreitet. Die poetische Literatur Deutschlands hatte erst begonnen, aus dem langen magischen Schlaf zu erwachen, in dem sie nach den Zeiten der Minnesänger gesunken war. Die Bestrebungen der sogenannten zwei Schlesischen Schulen mit ihren Vertretern Opitz, Paul Flemming, Hoffmannswaldau und Lohenstein hatten mit dem Zauberstabe

den Sarkophag der deutschen Poesie berührt, und die holde Jungfrau erschloß verwundert die blauen Augen. Doch einer spätern Zeit sollte es vorbehalten bleiben, den Zauber völlig zu lösen. Den genannten Dichtern, die das Rechte nur ahnen ließen, schloß sich Günther mit poetischem Geiste und gediegenem Wissen an, seine Vorgänger in mancher Hinsicht überflügelnd. Leider verflachte er sein schönes Talent in einer Unmasse von Gelegenheitsgedichten, die ihm theils die Noth, theils die Richtung seiner Zeit, die sich in solchen Poesien gefiel, diktirte. Aber wie gediegene Goldkörner, wie ächte Perlen finden wir einzelne Stücke unter seinen Dichtungen, die den Stempel des wahren Genius an der Stirne tragen und zeigen, wie viel Deutschland an dem jungen Dichter verlor.

Wir kehren zum Faden unserer Erzählung zurück. Was Günther der Güte seiner Wohlthäter oder den Erzeugnissen seiner Mühe verdankte, ward oft der Raub weniger Tage, und wenn er dann nichts mehr besaß, so bewirtheten ihn seine lustigen Freunde, denn trotz seiner Mißstimmung war er doch ein gar angenehmer Gesellschafter, und sie bestrebten sich, ihn in ihre Kreise zu bannen. Das gelang denn auch vollkommen, und bald kam es dahin, daß er erst einer Aufregung durch geistige Getränke bedurfte, um dichten zu können.

„An ihm ist Hopfen und Malz verloren," sprach der würdige Professor M. und schüttelte bedenklich mit der Perücke. „Wie kann ein junger Mensch, und noch

dazu ein der Wissenschaft geweihter, so verderbt sein, mit liederlichen Gesellen herumzulungern und Gott und Himmel zu vergessen, der an solch wüstem Leben einen Greuel hat? Armer Vater eines solchen Sohnes! Aber böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Der Günther mag ein recht wohlerzogener Jüngling gewesen sein, aber Leipzig, das in allen Sünden ein modernes Babel sein soll, hat den guten Samen erstickt und Unkraut unter den Weizen gesäet, der nun die edle Frucht überwuchert. O tempora, o mores! Ich sage es oft, die Welt verdirbt von Tage zu Tage mehr und mehr. Ich bin auch jung gewesen, aber Niemand war, der mich nicht als einen gesitteten jungen Mann föderirt hätte! Der Günther wird noch untergehen in Elend und Sünde. Aber das hat er nur sich selbst und seinen saubern Gesellen zu verdanken. An Warnungen hat es nicht gefehlt, aber sein Herz war verstockt und kein Strahl der Besserung erhellte die Nacht seiner Laster."

„Laster? O nicht doch! er ist unglücklich, aber gewiß kein Lasterhafter?" vertheidigte des Professors Gattin den Dichter. „Er hält sich von Gott und Menschen verlassen, und sein freies Leben ist die Frucht der Verzweiflung. Das hat er mir selbst oft mit Thränen betheuert."

„Possen!" sagte der Professor streng. „Der Mensch soll als ein Christ tragen, was der barmherzige Gott ihm auferlegt, und nicht murren gegen seine

Rathschlüsse. Nur ein Frevler oder ein Schwächling gibt sich der Verzweiflung hin, die eine Pest ist, so im Finstern waltet. Glaubt er dadurch den zürnenden Gott zu versöhnen, daß er in blindem Uebermuth gegen seine Gebote sündigt? Er wüthet gegen sein eigen Fleisch, und mit dem Leib geht auch die Seele zu Grunde."

„Schrecklich, schrecklich! armer Günther!" seufzte mitleidig Marie, das holde Töchterchen des Gelehrten.

„Ja wohl, er ist ein armer Mensch, arm am Weltlichen, wie am Himmlischen! Aber er war seines Unglückes Schmied. Er hat die Mildherzigkeit seiner Wohlthäter mit Füßen getreten, das Geld, das sie ihm gaben zu edlen Zwecken, verschwendet in Gelagen und Thorheiten. So manche Gelegenheit, die ihm sein gutes Glück bot, hat er verscherzt. — O wie beklage ich Dich, armer Verirrter! Der Himmel hat Dir schöne Gaben verliehen, der Funke der hohen Dichtkunst loderte in Deinem Herzen und der göttliche Strahl leuchtet Dir umsonst."

„Nicht hart, nicht ungerecht, Vater," bat Marie. „Günther ist gewiß ein Dichter und noch dazu ein großer. Die Dichtkunst ist ja die einzige Stütze, die sein Gemüth noch aufrecht hält. Und wie lieblich sind seine Lieder. Wer seine Gedichte hört, muß ihm gewiß gut sein, und wenn er ihn auch noch nie gesehen."

„Die Jungfer Tochter spricht ja recht warm für

diesen Günther," bemerkte der Professor etwas spitz. „Ich will nicht hoffen, daß der Herr Studiosus meine Güte gemißbraucht und Dir Dinge vorgeschwatzt hat, die einer ehrbaren Jungfrau zu hören nicht geziemen will."

„Aber, Vater!" sagte Marie erröthend, „ich habe kaum mit ihm gesprochen und — gewiß ist er nicht so schlimm, als man ihn verleumdet. Hatten Sie doch selbst ihm Ihren Umgang vergönnt."

„Gebe Gott, daß ich es nicht bereuen darf!" versetzte der Vater. „Man erzählt sich wieder skandaleuse Geschichten von seiner Trunkenheit, so daß er zum allgemeinen Gespött geworden ist. In trunknem Muthe hat er allerlei Händel angefangen, und mich sollte wundern, wenn Herr von Eben seine wohlthätige Hand nicht von ihm abzöge. Wahrlich, er mißbraucht die Güte des edlen Herrn."

In diesem Augenblick klopfte es an die Thüre und Günther, bleich und verstört, trat ein. Der Professor empfing ihn kalt und förmlich; Marie zog sich befangen und scheu zurück, die Mutter beschäftigte sich emsig mit ihrer Arbeit. Günther fühlte sich unheimisch; sein Herz blutete.

„Sie haben mich lange des Vergnügens entbehren lassen, Sie bei mir zu sehen, Herr Günther;" sprach der Professor frostig und nicht ohne Ironie. „Das Leben bietet freilich so viel, was ein junger Mann genießen zu müssen glaubt und was wohlwollende,

aufrichtige Freunde in Vergessenheit bringt, aber man sollte dennoch solche Freunde eitlen Vergnügungen, die nicht einmal zur Ehre, sondern zur Schmach gereichen, vorziehen. Wahrhaftig, ich hätte kaum noch gehofft, Sie bei mir zu sehen, nach dem, was ich über Ihr Wesen und Treiben habe vernehmen müssen. Ich glaubte nicht, daß Sie noch eine Minute für mich übrig haben könnten, doch freut es mich um so mehr, daß Sie Ihren Belustigungen eine Stunde abbrechen wollen."

„Ich fühle den Vorwurf tief, der in Ihren Worten liegt," antwortete Günther bitter, „und all' umsonst würde meine Vertheidigung sein. Wahrlich, die Beredsamkeit meiner Feinde muß groß sein, da sie Ihren Glauben an mich erschüttern konnte. Was hab' ich denn den Menschen gethan, daß sie mich überall verdrängen, wo ich ein Ruheplätzchen nach Mühen und Sorgen zu finden hoffe? Wohl weiß ich, daß mein Leben nicht rein ist von Sünden, aber es waren Schwachheiten der Jugend, und Manches wäre nicht geschehen, hätte man mich nicht bis aufs Aeußerste getrieben."

„Sie irren sich, wenn Sie mich fähig, niederen Verleumdungen Gehör zu leihen, halten," sprach der Professor strenge. „Ihr größter Feind ist Ihr unseliger Hang, der Sie noch in's Verderben reißen wird. Andere Feinde leben nur in Ihrer Phantasie. — Junger Mann, ich habe Sie aufrichtig bedauert und habe nie

die Hoffnung aufgegeben, Sie auf den Pfad des Guten zu leiten; nun aber ist meine Hoffnung zertrümmert, und ich kann nichts mehr thun, als Sie beklagen. Gebe Gott, daß ich Sie nicht verachten muß!"

„Das ist zu viel!" rief Günther, krampfhaft die Finger in einander krallend. „Ich habe den Haß ertragen müssen seit meiner frühen Jugend, Verachtung aber würde mich tödten!"

„Es liegt an Ihnen, dieses abzuwenden."

„Blickt denn kein Auge auf mich, in dessen sanftem Strahl ich Mitgefühl lese mit dem, was ich leide. Man wiegt all' meine Handlungen mit strenger Wage und zergliedert sie mit dem scharfen Messer kalter Moral, aber niemand ist, der in dies gequälte Herz blicken und die Pulsschläge belauschen könnte, denen sie entspringen! So richtet man den schwachen Menschen nach dem äußern Schein; in die Tiefe der Seele dringt kein Auge. Wahrlich, Mancher, den ihr strenge Richter herzlos verdammt, trägt einen höhern Schatz von Werth in seiner Brust, als ein Andrer, der zu niedrig steht, um zu sündigen!"

„Warum vergeblichen Streit?" entgegnete der Professor verletzt; „ich wollte Ihr Freund, nicht Ihr Richter sein; von diesem Tage an geb' ich die Ehre auf. Ein wichtiges Geschäft ruft mich; leben Sie wohl!"

Er verließ das Zimmer; Marie war mit Gün-

ther allein, da die Mutter das Ende von dessen heftiger Rede nicht abgewartet hatte. Der Dichter ließ einen langen Blick auf der Jungfrau ruhn, die verlegen ihm gegenüber stand. „Und was sagt Marie?“ fragte er fast bittend.

„Ich bedauere Sie; Gott sei mit Ihnen,“ antwortete Marie weich und ging.

„Und nur Bedauern, kein Wort der Liebe!“ rief Günther und verließ hastig das Zimmer.

„Was verlangst Du auch mehr von Seelen, die kalt sind, wie der nordische Winter? Laß fahren dahin! Du taugst nicht für die Welt, Günther; bei Dir selbst mußt Du Trost suchen. Wie lange wird es dauern, so nimmt man mir auch die letzte Stütze. Mag's! Wer den Tod nicht fürchtet, muß auch ein Leben voll Noth ertragen können. Dann soll sich's zeigen, ob mein armes Ich so viel Werth hat, sich selbst das Leben zu fristen; wo nicht, so ist nichts an ihm verloren!“

Um den Sturm seiner Brust zu beschwichtigen, suchte Günther das Freie. Gedankenvoll wanderte er das Ufer der Saale entlang und bestieg dann den Felsenberg, auf dessen Stirne die Ruinen der alten Kunitzburg sich erheben. Auf den entblätterten Bäumen und Sträuchen lagerte eine Schneedecke, auch die Fluren im Thale hatten sich in ihr Winterkleid gehüllt, und den mäandrisch sich dahin schlängelnden Fluß bedeckte eine Eiskruste. Rechts bot sich dem

Auge das Bergstädtchen Dornburg mit seinem Schlößchen an schwindelndem Felsenrand, links schweifte der Blick bis zur hohen Leuchtenburg, die ihre Zinnen in den hellblauen Himmel erhob.

Ermüdet kam Günther mit einbrechender Nacht in die Stadt zurück. Er fand die Freunde auf dem Markt versammelt, berathschlagend, was für den Abend zu beginnen sei. Grüßend empfingen sie ihn und zogen seine Meinung mit zu Rathe.

„Seht, wie die Sterne am Himmel glänzen und der Mond so keck in die Fenster schaut," sagte der Dichter. „Sein magisches Licht läßt mich nicht zur Ruhe gehen. Zöglinge der Griechen, nach attischer Weise wollen wir dem Morgen entgegenharren. Die Nacht ist die Zeit der Liebe und der Geister, so laßt uns denn die Geister des edlen deutschen Rhein entfesseln!"

„Bravo!" rief es im Chor. „Also eine attische Nacht! Günther weiß immer Rath, wo unsere arme Phantasie nicht ausreicht."

Bald blinkte der Wein in den vollen Bechern; aus Günthers Munde klang ein fröhliches Lied:

„Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen:
Fort, Amor, wirf den Bogen hin,
Und komm, mich eiligst zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?

Komm! bring' ein niedliches Kaffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nektar in Krystallen!
Seht, wie die kleinen Perlen stehn,
Mir kann kein bessrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieser Muschel gehn.

Mein Alter ist der Zeiten Raub,
In Kurzem bin ich Asch' und Staub:
Was wird mich wohl hernach ergötzen?
Es ist, als flögen wir davon:
Ein Weiser muß das Leben schätzen,
Drum folg' ich dir, Anacreon.

Werft Blumen, bringt Cachou und Wein,
Und schenkt das Glas gestrichen ein!
Und führt mich halb berauscht zu Bette!
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? Wo bleibt Brünette?
Geht, holt sie, weil die Nacht schon sinkt."

Und als solle sich des Dichters Todesahnung erfüllen, so hielt ihn des andern Tages ein heftiges Fieber an das Bett gefesselt. Herr von Eben bewies ihm die liebevollste Theilnahme, sorgte für seine Pflege und vermied jedes Wort, das dem Kranken wie ein Vorwurf klingen konnte. Von Tage zu Tage ward sein Zustand bedenklicher. Sein Geist sah den bleichen Todesboten nahen, und geduldig ergab er sich dem waltenden Schicksal. Sein Herz war

aufrichtiger Reue voll, und die Versöhnung zog auf Engelschwingen in seine Seele. Wehmüthig nahm er in einem Gedichte Abschied von Leonore, sowie von seinen Freunden.

„Mein Gehorsam opfert dir, dir, mein Vater, diese Lieder;
Ja er wirft sich jetzo selbst zwischen Lieb' und Ehrfurcht nieder,
Und erkennt die treuen Sorgen und erwägt den treuen Fleiß,
Weil er, wo dir die nichts taugen, sonst mit nichts zu lohnen weiß.
Arme Mutter, die du jetzt mein entferntes Grab bethränest,
Und vielleicht den kranken Leib auch schon an die Bahre lehnest,
Nimm sammt meiner lieben Schwester eine kurze gute Nacht,
Weil die Wehmuth des Gemüthes Reim und Kiel zu Schanden macht.
Euch, ihr Lehrer, gilt es auch, sowie allen Mäcenaten,
Die mir jemals wohlgethan, die mir etwas guts gerathen.

Was ich noch erinnern will, ist das grünende Gerüchte
Meiner in der Jugendzeit schlecht verfertigten Gedichte,
Doch ich seh, sie sind nicht würdig, Glut und Untergang zu fliehn,
Warum hast du, karger Himmel, mir nicht beßre Ruh verliehn?
Doch, gelehrter Brandenburg, sprich dein Urtheil was gelinder,
O so sammle, wo du kannst, die zerstreuten Musenkinder:
Du verdienst dir, wie ich hoffe, an der unerzognen Schaar
Dieser vaterlosen Waisen ein gewisses Dankaltar."

In einem andern Gedicht, das er während seiner Krankheit schrieb, klagt er also:

„Mein Gott, wo ist denn schon der Lenz von meinen Jahren
So still, so unvermerkt, so zeitig hingefahren?
So schnell fleugt nimmermehr ein Segel durch das Meer,
So flüchtig dringt wohl kaum ein heißes Blei zum Ziele,
Es dünkt mich ja noch gut der ersten Kinder Spiele:
Wo aber kommt denn schon des Körpers Schwachheit her?"

Günther sah mit frommer Ergebung dem Ende seiner Tage entgegen. „Mein Leben dünkt mir wie bunter, wechselvoller Traum," sprach er zu seinem Wohlthäter, dem Herrn von Eben, „aus dem ich jetzt erwache. Lichte und dunkle Bilder seh ich hinter mir entschwinden. Viel Freundliches ward mir zu Theil und großer Liebe genoß ich; aber reicher noch war mein Leben an Schmerz. Ich habe die Rechnung geschlossen, Ehre, Freundessorge und kurzes Lebensglück dem Neid und Haß der Feinde und den Schlägen des Schicksals gegenüber gestellt, und als Facit bleibt mir der Tod und die Hoffnung auf Jenseits. Da kommt mir der Anfang eines Liedes in die Erinneruug, das ich einst beim Tode einer würdigen Frau sang:

Zeuch aus, gefangne Seele!
Weil Stahl und Kerker bricht,
Des Leibes Jammerhöhle
Hemmt deine Freiheit nicht;
Das Grab, mein Ruhekissen,
Begräbt die Sklaverei,
Da nun der Strick zerrissen,
So wird der Vogel frei.

Armer gefangener Vogel, schwinge Dich lobsingend in's Land Deiner Freiheit, wo aller Erdenschmerz endet!"

Marie saß in ihrem Losament; zwei Thränen perlten in den schönen Augen. Mit klarer, weicher Stimme las sie folgendes Gedicht, eines der besten wohl, das Günther je geschrieben; es trägt die Ueberschrift: „Als Leonore sich endlich zum Lieben bewegen ließ."

Eleonore ließ ihr Herze
Nicht länger unempfindlich sein,
Sie räumt es nach so langem Schmerze
Dem wohlbekannten Dichter ein,
Und ließ ihn unter Schwur und Küssen
Den Anfang ihrer Neigung wissen.

Sie nahm ihn in die treuen Armen
Und sprach bei zärtlicher Gewalt:
Hat ja der Himmel ein Erbarmen,
So gönnt er mir den Aufenthalt,
Bis daß ich in dem sanften Grabe
Das Ziel der Angst erlanget habe.

Drauf schwieg sie mit verwandten Blicken
Und strich des Dichters Angesicht,
Ergötzt ihn durch ein Händedrücken
Und sprach von Neuem: Ach mein Licht!
Ach, wird auch dieses mein Verbinden
Dein Herz beständig rein erfinden?

Bedenke nur, wie viel ich wage,
Und was ich deinetwegen thu,
Ich eile mit Gefahr und Plage
Nach deinen schönen Lippen zu,
Und breche dir allein zu Liebe
Die Ketten meiner ersten Triebe.

Ich habe nichts, als dein Gemüthe,
Worauf ich mich verlassen kann;
Verläßt mich jemals dessen Güte,
So ist es ganz um mich gethan;
So werd' ich Allen auf der Erden
Ein Mährchen und ein Greuel werden.

Dies sagte sie mit nassen Wangen,
Und zog ihn eilend brünstig fort.
Und führte sein bestürzt Verlangen
An den schon oft besuchten Ort,
Wo nichts als Graus und Nacht regieret
Und Tod und Stille triumphiret.

Hier fing sie brünstig an zu weinen
Und rief: Ihr Todten zeuget mir,
Bei meiner Eltern Leichensteinen
Und ihrer Asche schwör' ich dir,
Daß mich dein Herz allein vergnüge,
Bis daß es hier versammelt liege.

Du wirst die Redlichkeit erkennen,
Und, bin ich gleich ein armes Kind,
Mir ewig deine Seele gönnen.
Ich weiß zwar, wie die Männer sind;
Aus Liebe glaub' ich deinen Schwüren,
Sie werden mich wohl nicht verführen.

Der Dichter trocknet ihre Thränen
Mit tausend warmen Küssen ab,
Und als das weich und stumme Sehnen
Ihm endlich Zeit zur Antwort gab,
So zog er die geliebten Glieder
Mit diesem Frost in's Grab darnieder.

Komm her! du Nahrung meiner Flammen!
Komm, lege dich an meine Brust,
Hier wohnen Glut und Treu beisammen,
Hier wallen sie nur dir zur Lust;
Hier wird, so oft das Herze schläget
Dein Bildniß fester eingepräget.

Ich lebe Dir allein zu eigen,
Und leb' ich gleich vorjetzt gedrückt,
So wird sich bald ein Mittel zeigen,
Das unsre Tugend höher rückt,
Alsdenn soll unser Rosenbrechen
Die Mißgunst in das Auge stechen.

Du bist mein einziges Ergötzen,
Ich bin nächst Gott dein Schutz und Schild;
Und wie der Werth von allen Schätzen
Mir gegen dein Verdienst nicht gilt,
So sollst du auch nach langen Jahren
Die Dauer meiner Lieb' erfahren.

„Glückliche Leonore!" seufzte Marie; „auch ich möcht' ihn in die treuen Arme schließen und unter Thränen und Lust den ersten Kuß der Liebe feiern! Er ist doch ein guter Mensch und ich war zu hart

gegen den armen Verfolgten. Könnt' ich ihm doch ein Zeichen meiner Liebe senden; es wäre ihm vielleicht ein himmlischer Trost auf seinem Schmerzenslager."

Da trat der Vater ernst gestimmt in das Kloset der Tochter. „Bete ein leises Vaterunser, Marie!" sprach er. „Der Tod hat die Fehler eines irregeleiteten Lebens gesühnt. Günther ist nicht mehr!" —

Die Bäume begannen junge Blätter zu treiben, der Rasen färbte sich grün und die Sonne glänzte wärmer auf das Gefilde, als der Dichter seinem ewigen Frühlinge entgegenschlummerte: es war am fünfzehnten März des Jahres Eintausendsiebenhundertunddreiundzwanzig; noch nicht achtundzwanzig Jahre zählte sein wechselvolles Leben.

Die Glocken läuteten wehmüthige Klänge in die klare Luft; durch die Johannisgasse bewegte sich feierlich ein ernster Zug dem Friedhofe entgegen. Auf dem Sarge, von Jünglingen getragen, prangte ein grüner frischer Lorbeerkranz und ein blanker Stoßdegen; ein zahlreiches Gefolge schloß sich an. Eine weinende Jungfrau verbarg das bleiche Antlitz, als der Todte vorübergetragen wurde.

Der Sarg ward in die dunkle Gruft gesenkt; ein voller Jünglingschor stimmte ein Lied an, das einst Günther selbst gedichtet. Die Schollen rollten auf den Sarg, und ein leises Gebet glitt über die Lippen der trauernden Freunde. Da kreiste hoch in den Lüf-

ten, gleichsam der erste Bote des Frühlings, eine Lerche und schmetterte ihr melodisches Lied, als wolle auch sie dem frühgeschiedenen Sänger eine Todtenfeier bringen.

Die Nachricht von Günther's Tode erfüllte alle Freunde der deutschen Poesie mit tiefem Schmerz. Sie fühlten, was er Deutschland hätte werden können, hätten Noth und Schicksal nicht seine Kraft zersplittert und seinem Leben ein frühes Ende beschieden. Liebenswürdig und reich an Phantasie, war Günther zum Dichter geboren und wird stets eine würdige Stelle in der Geschichte deutscher Poesie einnehmen.

Schulmarie.

Schulmarie

Ein wunderschöner Frühling zog über das Dorf, welches in einem Thale des Gebirgs malerisch dahin gestreckt lag, ein Frühling, wie ihn der Bewohner des Flachlandes nicht kennt. Der balsamische Duft der Kiefern und Tannen schwängerte die milde Luft, in welcher sich die Vögel mit munterem Gesang wiegten. Tiefblau breitete sich der Himmel aus über die dunkelgrünen Berge, die das Thal begrenzten, die Sonne spiegelte sich in den Wellen eines Baches, der sich durch Wiesen und Felder, zwischen Weiden- und Erlengebüsch dahin schlängelte. Ein tiefer Friede lagerte in dem Thale. Außer dem Gesang der Vögel hörte man nur das melancholische Läuten einer Viehheerde, die am Waldessaume weidete, und zuweilen den mahnenden Zuruf eines Landmanns, der sein Feld für die Sommersaat bestellte, an sein Vieh. Der Wanderer, der an einem Frühlingsmorgen in eines jener

stillen und doch von Menschenhand angebauten und gepflegten Thäler tritt, fühlt unwillkürlich sein Herz zur Andacht gestimmt, und eine tiefsinnige Poesie umschwebt seine Seele mit leisem Flügelschlage.

Andere Gefühle schienen die Brust des jungen Mädchens zu bewegen, das einsam, einen kleinen Bündel quer über den Rücken tragend, wie mit schüchternem Fuß aus dem Dorfe trat. Thränen entrollten ihren großen Augen über die frischen Wangen, und so oft sie auch mit dem weißen Schürzchen sie abwischen mochte, die Quelle, aus der sie rannen, schien unversieglich. Die Tracht des Mädchens hielt die Mitte zwischen bürgerlich und bäuerisch; sie war sehr einfach, ja ärmlich, aber durchaus reinlich. Ein volles blondes Haar quoll unter dem Tuche hervor, das malerisch um des Mädchens Kopf geschlungen war; das jugendliche Gesicht darunter verkündete kaum siebzehn Jahre.

Die Thränen des Mädchens hatten einen tiefern Grund, als das sonst bei ihren Altersgenossen der Fall zu sein pflegt. Sie verließ zum ersten Male den Ort, wo sie geboren, den Schauplatz ihrer kindlichen Spiele, um hinauszuziehen in die weite Welt, wo ihrer wer weiß welche Leidensschule wartete. War ihre Jugend auch keine freudenvolle, so war sie doch auch keine freudenlose gewesen. Das ist ja das schöne Vorrecht des Kindes, daß ihm mitten unter Dornen auch Rosen blühen und Veilchen; die Rosen und Veil-

chen pflückt es und merkt selten etwas von den Dornen, ob sie ihm gleich die Hand wund stechen. Erst später wachsen die Dornen immer höher, und für manchen Erdensohn verschwinden die Rosen und Veilchen gänzlich. Diese harmlose Jugendzeit lag nun hinter ihr wie ein Traum, und vor ihr lag die Zukunft als ein verschleiertes Geheimniß; die Gegenwart war jedoch recht bitter. Sie kam sich vor wie eine von der Welt Ausgestoßene, auf eine wüste Insel Verschlagene. Für sie war der Himmel grau und düster, und die Morgenluft wehte sie kalt an. Der Jüngling, ob auch arm und verlassen, tritt anders in das Leben, in das bunte Treiben der Welt, als die Jungfrau, die sich von den Wogen treiben lassen muß, während jener im Nothfall noch kräftige Arme hat, sie zu theilen.

Das Mädchen mußte recht arm sein, weil sie so ganz allein den schweren Weg in's Leben antrat; keine Gespielin gab ihr das Geleite, um dann herzlichen Abschied von ihr zu nehmen. Ohne sich umzusehen, mechanisch fortwandelnd, hatte sie schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt. Ihr Weg führte sie an einem Gebüsch vorüber, das einen Ausläufer des Waldes bildete. Als sie an diese Stelle kam, trat plötzlich eine männliche Gestalt daraus hervor und vertrat ihr den Weg. Es war ein junger Landmann, wohl nur ein Paar Jahre älter, als das Mädchen, das in augenscheinlich freudiger Ueberraschung stehen blieb. „Ich hab' gehört, daß Du heut' fortgehen

willst, Marie," sagte der junge Mann. „Wenn Dir's Recht ist, begleite ich Dich ein Stück Wegs. Die Andern sind wohl schon umgewandt?"

„Ich bin allein gegangen," antwortete Marie. „Wer hätt' mir auch's Geleit geben sollen? Der Vater ist krank und die Mutter hat mit den Geschwistern zu thun; mit den andern Mädchen hab' ich so wenig Umgang gehabt. Es ist aber schön von Dir, Gottfried, daß Du an mich gedacht hast."

„Warum sollt' ich nicht an Dich denken?" antwortete Gottfried. „Sind wir doch mit einander groß gewachsen und waren Nachbarsleut' von Kindesbeinen an. Weißt Du noch, wie oft Du mir aus der Klemme geholfen, wenn ich mein' Sach' nicht gelernt hatte? Dein Alter war gar streng in dem Punkt und die Schläge saßen nicht fest bei ihm; aber Schulmeisters Mariechen machte ihm immer einen Strich durch die Rechnung."

„Dafür bist Du auch immer Derjenige gewesen, der meine Partie genommen hat;" versetzte Marie. „Es ist mir wohl zugetragen worden, daß Du in der letzten Zeit, wo man an der armen Schulmarie so viel auszusetzen hatte, viel Verdruß gehabt hast meinetwegen. Das hat mich in der Seele drin gefreut, daß ich doch einen guten Freund noch hatte, und darum hat mir's so weh gethan, daß ich auch von ihm ohne Abschied gehen sollt'. Ich geh' nun schon viel getroster in die fremde Stadt. — Aber nun dächt'

ich, Du kehrtest um," fuhr sie fort, als sie eine gute Strecke Hand in Hand mit einander gegangen. „Mein Weg ist weit und ich muß mich sputen, und was Dich betrifft, so könnten Deine Leute Verdacht schöpfen, und dann hättest Du einen schlimmen Tag."

„Ei was!" antwortete Gottfried. „Wir wollen tüchtig aufschreiten. Wegen meiner kannst Du ohne Sorge sein. Mögen sie's immerhin wissen, daß ich Dir das Geleite gebe; ich werde mich nichts drum kümmern, am wenigsten wird mich's verdrießen, wenn's die Margareth erfährt. Ich mag das hoffärtige Ding nicht, wenn's auch zwischen den Eltern abgekartet ist, daß aus uns ein Paar werden soll. Das sag' ich ihr in's Gesicht, wenn sie nicht Frieden gibt."

„Die Margreth ist aber reich und hübsch!" wandte Marie ein.

„Man kann aber trotz des Reichthums kein Glück und keinen Segen im Ehestand haben, wenn man ein ander Mädle lieb hat," entgegnete Gottfried. „Und das ist wahrlich bei mir der Fall, wenn ich auch heut' erst dahinter kommen bin. Ja, Marie, ich sage Dir's: als ich hörte, Du gingst fort, da war mir's, als riß mir Jemand ein Stück vom Herzen los und als wär' ich ganz verlassen in der Welt; und als ich Dich nun wieder sah, da hätt' ich Dir's gleich gestehen mögen, daß Du mein Herzblättle bist. Ich weiß aber selber nicht, wie's zugegangen, aber wahr ist's, daß ich Dich

lieb hab', so lieb', daß ich noch gar nicht begreif', wie ich leben soll ohne Dich."

Marie war tief erröthet. Sie entzog ihre zitternde Hand der seinigen und nestelte verlegen an ihrem Busentuch. „Du bist zu brav, als daß Du Deinen Spaß mit mir haben könntest;" sagte sie endlich. „Aber was soll's denn helfen, wenn Du mich auch wirklich lieb hast? Du bist reicher Leute Kind und ich bin eine arme Waise, die ihr Stückchen Brod unter fremden Leuten suchen muß. Daher wirst Du die Margreth heirathen müssen, wenn sie Dir auch jetzt zuwider ist. Ich find' dies auch ganz in der Ordnung, denn ein armes Mädchen, wie ich, hat auf der Welt nichts zu hoffen als Trübsal und Noth. Unrecht ist's von Dir, daß Du mir derlei Dinge vorplauderst, die mir nur das Herz schwerer machen, als es ist. Es wäre doch besser gewesen, wenn Du mich meinen Weg hättest allein gehen lassen."

„Nein, nein! Die Margreth wird nimmer die meine!" betheuerte Gottfried. „Sei Du nur brav in der Stadt und Du wirst sehen, daß ich Dich lieb behalte. Wenn die Alten dann merken, daß Du mir in's Herz gewachsen bist, werden sie wohl endlich nachgeben. Sag' mir nur, daß Du mir gut bist und mir treu bleiben willst, so ist Alles gut."

Er umfaßte die Gespielin seiner Jugend und schaute ihr treuherzig in die blauen Augen, die sie verlegen niederschlug. Antworten konnte sie nicht, aber sie

wehrte ihm nicht, daß er einen Kuß auf ihre Lippen drückte. Er fühlte ihren Herzschlag, der ihm ein „Ja" entgegenjubelte. Dann erhob sie die Augen zu ihm und sprach feierlich und mit mildem Ernst: „Du könntest es nimmer vor Gott verantworten, wenn Du mit mir Dein Gespött triebest. Hast Du mich aber wahr und wahrhaftig lieb, so will ich Dir treu bleiben und Dein sein für und für. Verwahre Dein Gewissen, Gottfried! Mein Herz würde brechen, wenn ich später erführe, daß Du falsch gewesen!"

„So wahr ich selig zu werden hoffe, ich liebe Dich!" rief Gottfried leidenschaftlich dagegen und zog sie inniger an sich. Marie duldete es einen Augenblick, dann entzog sie sich seinen Armen. „Es muß nun geschieden sein," sagte sie mit so viel natürlicher Hoheit und solcher Entschiedenheit, daß Gottfried sie wie ein unantastbares Heiligthum zu betrachten begann. „Lebe wohl, Gottfried! Vergiß Deinen Schwur nicht, wie ich den meinen nicht vergesse! Lebewohl, Lebewohl!" Sie flog an seinen Hals, drückte ihm einen heißen Kuß auf die Lippen und eilte mit raschem Schritt davon. Gottfried sah ihr wie träumend nach. Er stand noch, als sie sich an der Waldecke umwandte und ihm den letzten Gruß zuwinkte. Dann verschwand sie und auch Gottfried kehrte gegen das Dorf zurück. Es war ihm ganz wunderbar zu Muthe. Die Liebe zur Jugendfreundin hatte ihn selbst überrascht; wie eine Blume war sie plötzlich in seinem Herzen aufge-

blüht, und des Mädchens treuherziges Wesen hatte diese Liebe veredelt, gleichsam vergeistigt.

Auch Marie war plötzlich wie umgewandelt. Ihre Thränen waren getrocknet, sie fühlte eine heilige Zuversicht in sich, den Kampf mit allen Vorurtheilen, mit allen widrigen Verhältnissen der Welt aufzunehmen, sah sie doch ein Ziel dieses Kampfes, das wie ein heller Stern aus geheimnißvoller Ferne ihr entgegenleuchtete. Und dies Alles war so überraschend plötzlich gekommen. Zwar war Gottfried immer der liebste ihrer Gespielen gewesen, aber diese Freundschaft hatte die Grenzen harmloser kindlicher Zuneigung nicht überschritten. Als sie in das Alter kam, wo man Liebe von Freundschaft unterscheiden lernt, hatte sie sich mehr und mehr von ihm zurückgezogen. An ein innigeres Verhältniß mit ihm hatte sie nie gedacht; der reiche Schulzensohn stand ja so hoch über ihr, und zudem hielt man es im Dorfe für ausgemacht, daß Gottfried und des ebenfalls reichen Mühlenbauern Tochter Margreth ein Paar werden würden. Marie, wie alle Welt, fand dies in der Ordnung. Sie kannte ihre Lage zu gut, um thörigte Hoffnungen und Wünsche sich fern zu halten. Um ihrer Familie die Sorge zu erleichtern, mußte sie sich entschließen, als Magd Dienste zu suchen.

Marie war glücklich in der Stadt angekommen und hatte ihren Dienst, den sie der Vermittelung eines Freundes ihres Vaters verdankte, angetreten.

Sie fand sich leicht in ihr Geschick, da ihr die Arbeit Gewohnheit und Bedürfniß war und der Gedanke an ihre junge Liebe sie wie ein freundlicher Genius umschwebte. Von diesem Gedanken erfüllt, hielt sie sich möglichst zurückgezogen von ihren Schicksalsgenossinnen in der Stadt und nahm auch an deren Vergnügungen keinen Antheil. Für diese Entbehrungen entschädigten sie reich die Briefe des Geliebten, deren sie jede Woche mindestens einen erhielt. Schon in dem ersten Briefe hatte Gottfried geschrieben, daß seine Zusammenkunft mit Marie an jenem Morgen nicht verschwiegen geblieben sei, aber er trotze aller Welt, setzte er hinzu; weder die Warnungen seiner Eltern, noch die schmollenden Neckereien der stolzen Margareth würden ihm bewegen, seiner Liebe zu entsagen. Marie freute sich dieses Versprechens, aber doch flog nicht selten ein Schatten über den Himmel ihrer Hoffnung; der Gedanke ihrer Armuth war der Alp, der sich in einsamen Stunden auf ihre jauchzende Seele lagerte. Gottfried erstattete treulich Bericht über Alles, was in der Heimath vorging. „Unser Geheimniß ist entdeckt," schrieb er in einem seiner nächsten Briefe. „Ich hatte Deine lieben Zeilen gut verwahrt, auf meinem Herzen, und doch fielen sie, ich weiß nicht wie, meinem Vater in die Hände. Das gab einen Auftritt! Man wollte sogleich den Hochzeitstermin mit der Margareth festsetzen, ich erklärte aber geradezu: Nimmermehr heirath' ich die Marga-

reth, und wenn Ihr mir Marie nicht zur Frau gebt, so mögt Ihr verantworten, was geschieht. Das half. Man ließ mich mit der Margareth in Ruhe, die seit dem ganz fremd gegen mich thut, was mir sehr lieb ist. Aber ich glaub', es ist was Geheimes im Werk. Das stört aber unsre Liebe nicht, und wenn der böse Feind selbst dabei die Hand im Spiele hätte!"

Als Marie eines Tages zum Markte ging, um die nothwendigen Einkäufe zu besorgen, sah sie plötzlich ein bekanntes Gesicht, das einen unangenehmen Eindruck auf sie machen mußte, da sie erschreckt aus dem Bereich der Person zu entkommen suchte, der das Gesicht angehörte. Es half ihr jedoch nichts. Die Falkenaugen der Eifersucht hatten sie erkannt, und schon im nächsten Augenblick vertrat ihr des Mühlenbauers Margareth den Weg. „Ei, ist das nicht Schulmeisters Marie?" sagte sie mit lauter Stimme, und fuhr dann im Tone giftigen Hohnes fort: „Des Schulzen Gottfried läßt die Jungfer schön grüßen, und Sie brauchte sich keinen Gedanken mehr um ihn zu machen, da er sich nächstens zu verheirathen gedenke." Marie, erglühend vor Scham und Schmerz über die gemeine Rache, welche die beleidigte Nebenbuhlerin an ihr nahm, eilte davon, verfolgt von dem schadenfrohen Gelächter Derer, die Zeugen des Vorgangs gewesen. Der Pfeil hatte Marie in's Herz getroffen. Obgleich sie sich tausendmal sagte, daß Margareth boshaft gelogen, nur um sie zu beleidigen

und zu betrüben, so konnte sie den Schatten des Argwohns doch nicht verbannen, der ihr unaufhörlich zuflüsterte: Wenn es nun doch wäre! wenn Gottfried seine Schwüre gebrochen und Dich vergessen hätte? Acht qualvolle Tage vergingen ihr in dieser Ungewißheit. Mehr als einmal hatte sie die Feder angesetzt, um an Gottfried zu schreiben und ihn zu bitten, ihr die volle Wahrheit zu sagen; aber sie brachte es nie über sich, den Brief zu vollenden. Ist er falsch, sprach ihr jungfräulicher Stolz zu ihr, so ist das Wort zu gut, das ich an ihn richte, und hat Margareth gelogen, so wird sein nächster Brief alle Zweifel lösen. Endlich brachte der Postbote einen Brief, dessen Aufschrift die bekannten Züge trug. Marie eröffnete ihn mit zitternder Hand. Er war in dem alten liebevollen Ton geschrieben. „Denke Dir," schrieb er unter Anderm, „was ich beinahe für ein Glück gehabt hätte! Vergangene Woche war Musterung und Niemand hatte eine größere Freude, denn ich, als mich das Loos traf, Soldat zu werden. Ich kam ja in die Stadt, wo ich Dich täglich sehen und sprechen konnte. Mein Alter aber hatte daran auch gedacht und kaufte mir einen Stellvertreter, den langen Bastian, der nun statt meiner Soldat wird. So ist mir meine Freude in den Brunnen gefallen!" Eine am Ende des Briefs gleichsam schüchtern sich verbergende Nachschrift enthielt nur einige Worte, die aber Marie viel zu denken gaben. „Margareth war

in der Stadt, wo sie Dich gesehen haben will. Sie spricht schlimm von Dir." Marie mußte weinen über die Bosheit, die zur Verleumdung griff, um vielleicht gar ihren Ruf zu beflecken. Womit hatte sie's denn verschuldet, daß Margareth sie haßte? Gottfried's Liebe war ja sein freiwilliges Geschenk, nach dem sie nie getrachtet, das ihre kühnsten Wünsche nie zu träumen gewagt. Dies sprach sie offenherzig in ihrer Antwort an Gottfried aus. Sie klagte ihm, wie tief sie Margareth öffentlich gekränkt, sie beschwor ihn, ihr zu sagen, was Margareth ihr nachsage, damit sie mit ihrem reinen Bewußtsein sie als Lügnerin beschämen könne. Gottfried antwortete in Bezug auf den letzten Punkt ausweichend. Die Margareth möge sagen, was sie wolle, schrieb er; er werde nur durch den Augenschein sich überzeugen lassen.

Es waren einige Wochen vergangen, seit Marie diesen Brief empfangen, als ein Soldat im Hause ihrer Dienstherrschaft erschien und sie zu sprechen begehrte. Marie wurde herbeigerufen, und erkannte in dem Soldaten einen Jugendbekannten den langen Bastian, der an Gottfried's Statt die Muskete trug. Sie reichte ihm zum Gruße die Hand, während Bastian die Brieftasche auskramte, um ihr, wie er sagte, einen Brief zu übergeben, dessen Besorgung ihm ihr Vater aufgetragen. Sie griff hastig danach, fand aber, daß es eigentlich zwei in einander geschobene Briefe waren. Bastian verabschiedete sich, nachdem

er seinen Botenlohn, Mariens freundlichen Dank, empfangen. Marie eilte auf ihr Kämmerlein, um die empfangenen Briefe aus der Heimath zu entfalten. Der väterliche Brief enthielt wohlmeinende Ermahnungen, dem besorgten Vaterherzen entsprungen, gute Rathschläge und Mittheilungen von Familienangelegenheiten; der eingeschobene Brief aber war von Gottfried und empfahl den Ueberbringer als einen in das Geheimniß eingeweihten, treuen Burschen, durch dessen Hand die gegenseitigen Briefe künftig gehen sollten, da sie bei unmittelbarer Bestellung gefährdet seien, in unrechte Hände zu kommen.

Marie schämte sich zwar, das Geheimniß ihres Herzens einem Dritten preiszugeben, überwand indeß endlich ihre Scheu und stellte dem langen Bastian einen Brief an Gottfried zu, dessen treuliche Bestellung er versprach. In der That empfing sie bald darauf auf demselben Wege Gottfried's Antwort. Ihr nächster Brief ward jedoch nicht beantwortet. Statt dessen erhielt sie von Bastian ein Briefchen, worin er sie bat, zu einer bestimmten Stunde in ein näher bezeichnetes Haus zu kommen, wo eine ihm befreundete, achtbare Familie wohne. Er habe in einer Sache mit ihr zu sprechen, von der seine Ehre und seine Freiheit abhänge.

Marie trug anfangs Bedenken, dieser räthselhaften Einladung zu folgen; ihre Gutmüthigkeit trug jedoch den Sieg über alle Bedenklichkeiten davon.

Mit einem eigenthümlichen Gefühl der Bangigkeit betrat sie das von Bastian beschriebene Haus. Eine Frau in mittleren Jahren trat ihr hier mit freundlichem Lächeln entgegen und führte sie in ein elegantes Zimmer des Erdgeschosses, wo mehre geputzte Mädchen sich befanden, welche bei ihrem Eintritt kichernd und zischend die Köpfe zusammensteckten. Marien ward es unheimlich, und sie bat die Frau vom Hause dringend, sie zu Bastian zu führen, ihrer Unterredung mit ihm jedoch beizuwohnen. Die Frau führte sie darauf eine Treppe hinauf in ein freundlich möblirtes, kleines Gemach, wo sie sie auf kurze Zeit, wie sie sagte, allein ließ. Mariens Herz klopfte so heftig, als sei sie im Begriff, eine Sünde zu thun; doch beruhigte sie sich, als bald darauf die stets lächelnde Frau wieder eintrat, und wie von einer Last befreit athmete sie auf, als sie in dem Briefchen, das die Frau ihr überreichte, las, Bastian danke für Mariens Bereitwilligkeit, ihm zu helfen; es sei jedoch die Hülfe zu spät. Weitere Auskunft vermochte die Frau nicht zu geben, und so verließ Marie das Haus, in dem sie sich trotz seiner Eleganz so unbehaglich fühlte. Als sie auf der Schwelle stand, war es ihr, als vernehme sie eine bekannte Stimme, die Stimme Gottfried's; überrascht blieb sie einen Augenblick stehen, da sie aber weiter nichts hörte, glaubte sie, sich getäuscht zu haben, und ging.

Im Hause des Lehrers Burkhard war ein Freudentag, wie er nur selten einkehrte in die baufällige Hütte! Ein junger Wanderer war in's Dorf gekommen, den Weg nach der Wohnung des Lehrers einschlagend. Er hatte nicht nach derselben gefragt, er schien vertraut mit jedem Weg und Steg im Dorfe. Die Kinder schauten ihm verwundert nach und auch die Alten liefen neugierig an die Fenster; denn es war ein Ereigniß, wenn ein Fremder sich in die Abgeschiedenheit des Dorfes verirrte. „Ist das nicht der Schulheinrich?" fragten einige junge Bursche, in ihrem Gedächtnisse nachforschend. Und er war es wirklich, es war Heinrich, des alten Lehrers Burkhard ältester Sohn, der nach jahrelanger Abwesenheit in das heimathliche Dorf zurückkehrte, es war Heinrich, mit dem die Freude eingekehrt war in das sonst so freudenarme Schulhaus.

Burkhard war einer der Hunderttausende armer Volkslehrer, die für ein Wirken voll Müh' und Sorgen, voll Verdruß und Arbeit als Entgeld nur spärliche Groschen erhalten, die kaum hinreichen, das kümmerliche Dasein zu fristen, auch die bescheidensten Ansprüche an die Freuden des Lebens aber unbefriedigt lassen. Burkhard war ergraut in seinem Berufe, mehr unter der Last der Trübsal, als unter der Last der Jahre. Er hatte die Stelle, die er jetzt als fünfzigjähriger Mann bekleidete, als erste Ausflucht erhalten, und gleichsam, als sei er auf einem verlorenen Po-

sten, vergessen von seinen Obern, war er bei allen Beförderungen übergangen worden, so daß er sich endlich in sein Schicksal ergab und resignirt den Ort, wo er fünfundzwanzig Jahre in vielem Leid und wenig Lust gelebt, als das Endziel seiner irdischen Laufbahn ansah.

Und doch gab es noch ein Ziel, dessen Erreichung sein einziger Ehrgeiz war. Dieses Ziel war die Zukunft seines Sohnes, für den er so oft gedarbt, für den er mit so großer Anstrengung Tag und Nacht gearbeitet. Hatte er die Ansprüche an das Leben aufgegeben, hatte er jedem Genuß entsagt, so sollte sein Heinrich doch einem bessern Loose entgegengehen; die Früchte der Entbehrungen des Vaters sollte der Sohn ernten. Der Trost: ich habe Alles gethan, um meines Sohnes Schicksal dem meinigen unähnlich zu machen, sollte der Pfühl sein, auf dem er sanft zu sterben gedachte.

Heinrich hatte eine sorgfältige Erziehung erhalten; mit den besten Elementarkenntnissen ausgerüstet, hatte er das Gymnasium und endlich die Universität bezogen. Freilich hatte er sich kümmerlich genug durchhelfen müssen, da des Vaters Sparpfennige und die Unterstützungen, die er aus öffentlichen Kassen empfing, nicht weit reichten; aber, besser in der Jugend gedarbt, dachte der Vater, und ein glückliches Alter genießen, als die Jugend verbraust, um im Alter zu darben. Heinrich war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt

und hatte seinen Kursus vollendet; die Zeit der Aussaat war nun vorbei, es durfte auf die Ernte gehofft werden.

Burkhard betrachtete den stattlichen Sohn mit stolzer Vaterfreude; alle Sorgen waren vergessen, die er ihm gekostet; jeder Schweißtropfen, den er um seinetwillen vergossen, war ein Tropfen mehr in seinem Freudenbecher. „Sieh Mütterchen, wie schlank der Heinrich geworden ist;" sagte er zu der Genossin seiner Mühe. „Ja, ja, ich war ebenfalls ein schlanker Bursche in meiner Jugend, bis das viele Schreiben meinen Rücken krümmte; und so braunes Haar hatt' ich auch, wie Du Dich errinnern wirst, Alte; aber die schlaflosen Nächte haben es vor der Zeit weiß gemacht! Doch das ist nun vorbei. Was wir alte Leute noch brauchen, ist wenig. Die Ansprüche Deiner jüngern Geschwister sind gering; die schlagen sich schon durch das Leben. Ich weiß, Du bist ein braver Sohn, Heinrich, und ich brauche Dich nicht zu fragen, ob Du Deine Zeit auch gut angewendet hast."

„Gewiß, lieber Vater," antwortete der junge Mann; „ich wußte, wie schwer es Dir fiel, mir Gelegenheit zu geben, Kenntnisse zu erwerben, und ich war stolz darauf, die Gelegenheit zu benutzen."

Burkhard nickte zufrieden. „Es war wenig genug, was ich Dir schicken konnte," sagte er; „Du wirst Dich genug haben plagen müssen, armer Junge. Besonders in der letzten Zeit gings knapp. Meine

Augen waren schwach geworden, und das Notenschreiben wollte nicht recht mehr gehen. — Aber Du hast ja noch nicht nach Marie gefragt."

„Ich sah nur Dich und die Mutter. Aber es ist wahr; da steht die Christel und dort die Rieke und da kauert ein kleines Wesen, das ich noch nicht kenne; doch Marie, die Gespielin meiner Kindheit, seh' ich nicht. Sie ist doch nicht" —

„Fürchte nichts, lieber Junge! Marie ist seit drei Monaten in der Hauptstadt, bei einer gar vornehmen Herrschaft. Ich muß es vergessen haben, Dir zu schreiben. Das ist ein Blitzmädel. Frisch wie Milch und Blut, und auch hübsch! Ich könnte sagen schön, wenn sich's für mich als Vater schickte. Es thut mir von Herzen leid, daß ich das Mädchen von mir lassen mußte; aber es fiel mir gar so schwer, und ich denke, mein Vatersegen wird sie auch unter den fremden Leuten nicht verlassen. Sie wird gut und brav bleiben. Mag sie sich denn in der Welt umsehen, und besser hat sie's auf jeden Fall, als hier bei uns."

Heinrich schien mit der erhaltenen Auskunft zufrieden. „Morgen besuchen wir unsern Herrn Pfarrer in Siehlau," fuhr der alte Mann fort; „denn wir sind noch immer Filial! Er wird nichts dagegen haben, wenn Du an einem der nächsten Sonntage hier predigst. Was werden die Bauern für Augen machen, wenn sie den Schulheinrich auf der Kanzel sehen!

Und ich werde meine schönsten Choräle spielen, wenn ich sie nicht vor Freude gar verderbe."

So wiegte sich der Alte in den wonnigsten Träumen, nicht ahnend, wie nahe des Unglücks dunkle Schwinge über seinem Haupte flatterte. Er bemerkte es anfangs nicht, mit welch geheimnißvollen, halb mitleidig, halb schadenfrohen Blicken die Leute ihn ansahen, wenn er unter ihnen erschien, wie sie zischelten und die Köpfe zusammensteckten. Endlich aber mußte es dem Arglosen doch auffallen, und als Rieke nun gar nach Hause kam und klagte, daß die Leute so gar böse von der Marie redeten, da beschloß er, der Sache auf den Grund zu kommen, und er rief den Burschen zu sich, der nach Riekchens Aussage schlecht von der ältern Tochter gesprochen. Der Bursche wollte lange nicht mit der Farbe heraus, auf Burkhard's Drängen flüsterte er aber dem Lehrer ein Paar Worte zu, die den Unglücklichen wie ein Blitzstrahl im tiefsten Grunde der Seele erschütterten. Er sank in die Kniee, preßte die Hände vor's Gesicht und jammerte in herzzerschneidenden Tönen. Frau Burkhard beugte sich mit der ahnungsvollen Frage: „Was ist Dir, Alter? Marie ist doch nicht — ?" zu ihm nieder; die jüngeren Kinder weinten, weil der Vater weinte.

„Entehrt!" stöhnte Burkhard. „Entehrt hat sie dies graue Haupt, das so stolz auf seine Kinder war, weil es auf der Welt nichts sein nennt, als seine Kinder! Entehrt hat sie mich, ihren Vater, der nun

ohne Schamröthe nicht mehr vor die Jugend hintreten kann und sie zur Tugend vermahnen. Schon zeigen die Leute mit Fingern auf mich und sagen: Er will unsre Kinder zum Guten erziehen und erzog die seinigen zum Bösen. Sie stößt mich in die Grube, die Ungerathene, die ich verfl —!"

„Fluch ihr nicht, Vater!" fiel ihm Heinrich in die Rede. „Aber verfluche den Buben, der sie um ihre Unschuld, der sie um ihre Jugend betrog! Ich weiß, daß ich rede gegen die Gebote meines Berufes, der segnen und nicht fluchen soll, aber es schnürt mir das Herz zusammen, wenn ich allenthalben sehen muß, wie die Bevorrechteten dieser Erde ihre Lust erkaufen durch das Glück der Geringen. Nicht genug, daß die Armen ihre Hände, ihren Geist, ihre Freiheit den Götzen des Mammons verkaufen müssen, auch ihre Seelen geben sie dahin in die Sklaverei. Was liegt einem hochgebornen Herrn an der Unschuld eines armen Mädchens? Hat die Natur sie nicht geschaffen zu ihrer Lust? Ist nicht Alles ihr Eigenthum, was die Erde Schönes und Herrliches trägt? Aber es wird ein Rächer kommen, so wahr der Himmel über uns blau ist und ein Gott der Gerechtigkeit über den Wolken thront!"

„Warum hast Du mir das gethan, mein Kind?" klagte Burkhard weiter. „Bedachtest Du nicht, daß Dein alter Vater sich die grauen Haare raufen würde, wenn er Deine Schande erführe? Du dachtest, Du

hättest keinen Vater mehr, und Du hast recht gedacht."

„Klage sie nicht all zu hart an!" entgegnete Heinrich. „Es konnte wohl nicht anders kommen. Sie mit ihrer arglosen Unschuld taugte nicht in die große Stadt, in die giftige Atmosphäre der sogenannten guten Gesellschaft. Jene von unverdienten Glück verdorbene Lüstlinge kennen keine andere Befriedigung, als unschuldige Mädchenseelen in ihren Fallstricken zu fangen! Und die Fallstricke sind so geschickt, so teuflisch geschickt gelegt, daß ihnen unter Tausenden kaum eine entgeht. Du hast sie nicht kennen gelernt, diese Pesthöhlen der großen Welt; aber ich kenne sie. Ich habe manchen Blick in diese glänzenden Salons geworfen und maßlose Verruchtheit in ihnen gefunden. Wenn ich mir Marie denke, verlassen diesen Hyänen der Lust preisgegeben, — das Herz möchte mir brechen, aber ich könnte sie nicht verdammen."

„Nicht verdammen?" rief Burkhard und schlug eine wahnsinnige Lache auf. „Nicht verdammen, daß sie die Lasterhäuser der Stadt besucht und ihren Leib, der der Unschuld Tempel war, preisgibt einem Jeden, der ihre Schande mit Gold bezahlt? Nicht einer schwachen Stunde erlag sie, nein, sie treibt das Laster mit Bewußtsein!"

Das hatte Heinrich nicht geahnt; auch ihn knickte diese Botschaft im Marke. Aber seine Besonnenheit kehrte zurück. „Ist aber dies Alles auch Wahrheit?"

sagte er. „Woher kam das entsetzliche Gerücht, das ich für Verleumdung halten muß, je lebhafter ich mir Marie vorstelle, ihr unverdorbenes Herz, ihr reines Auge und den sittlichen Kern, den sie von Dir empfangen, lieber Vater. Laß uns nicht verzweifeln, bevor wir die volle Wahrheit haben. Zuerst laß uns der Quelle nachforschen, der der böse Leumund entsprang!“ Er wendete sich um, den Burschen weiter zu befragen; aber er war gegangen, da ihn des alten Lehrers Verzweiflung geängstigt hatte.

Burkhard schüttelte auf die Trostgründe des Sohnes ungläubig den Kopf. Er weinte nicht, er sprach nicht mehr, aber seine Lippen zitterten, seine ganze Gestalt war noch mehr geknickt als sonst. Er schien dem Grabe zuzuwanken. Heinrich führte ihn zu dem alten Lehnsessel und drückte ihn sanft hinein; Burkhard ließ es sich ohne Widerstand gefallen; sein Herz war gebrochen, wenn es auch noch schlug. Heinrich gebot den Kindern Schweigen.

Es war die nächsten Tage recht still im Hause. Der Vater war sichtlich gealtert; er ging umher wie ein Schatten. Er erfüllte seine Pflicht als Lehrer, aber er that es nur mechanisch; seine Seele war nicht bei ihm. Aus dem Besuch beim Pfarrer in Siehlau ward nun nichts; auch Heinrich fühlte die rechte Stimmung dazu nicht in sich. Die Nachforschungen, die er anstellte, führten auf Gottfried zurück, der Marie selbst in dem verdächtigen Hause gesehen zu haben

betheuerte; es sei ihm fast dabei das Herz gebrochen, fügte er hinzu. Heinrich berichtete dem Vater über das Resultat seiner Forschungen nichts. Es war schon spät, als er eines Tages sich in die Kammer schlich, wo Vater und Mutter und die Geschwister schliefen; er küßte Jedes auf den Mund und legte einen Brief auf den Tisch. Einige Minuten später war er im Walde verschwunden.

Am andern Morgen entdeckte Frau Burkhard zuerst die Abwesenheit des Sohnes. Sie fand auch den Brief zuerst, in dem die wenigen Worte standen: „Marie ist unglücklich oder verleumdet, ich eile zu ihr. Ihr würdet mich aufhalten wollen, darum gehe ich ohne Abschied. Seid guten Muthes um mich und lebet wohl bis auf Wiedersehen!" So war das arme Haus wieder verwaist und nur Gram und Kummer waren geblieben.

Es war ein heiterer Herbsttag, als Heinrich mit bestaubten Füßen, das schmächtige Ränzchen auf den Rücken, in die Stadt einwanderte. Seine Ungeduld erlaubte ihm keine Rast. Er begab sich sofort auf den Weg, um Mariens Dienstherrschaft aufzusuchen, wo er nähere Auskunft zu erhalten hoffen durfte. Zu seiner Ueberraschung kam ihm Marie sogleich entgegen, als er das fremde Haus betrat, hold und schön wie er sie nur je gesehen, nur etwas blaß. Sie kannte ihn nicht sogleich; erst als er ihren Namen nannte, sah sie mit freudigem Erstaunen zu ihm auf und flog

mit dem Ausruf „Heinrich!“ an seinen Hals. Heinrich dachte in diesem Augenblick nicht an das böse Gerücht, das sie als eine Schuldige, Verworfene darstellte. Er drückte einen innigen Kuß auf ihren Mund, der noch so rosig und frisch war, daß er unmöglich ein Altar der Sünde sein konnte. Dann führte sie ihn zu ihrer Herrschaft, die den Bruder ihrer Magd mit so viel Zuvorkommenheit empfing und Marie selbst mit so viel Güte behandelte, daß er wohl erkennen mochte, sie werde mehr als ein Kind des Hauses, denn als eine Dienerin behandelt. Als sie ihn dann verließ, um ihre Arbeit zu besorgen, und Heinrich sich dringend nach ihrem Verhalten erkundigte, da ward ihr ein so ungetheiltes Lob zu Theil, daß Marie eine Heuchlerin hätte sein müssen, wäre das nur zur Hälfte gegründet gewesen, was man in der Heimath von ihr sprach. Und doch war Gottfried's Aussage so bestimmt und sein Schmerz darüber so aufrichtig gewesen, daß sie nicht als Lüge betrachtet werden konnte.

Marie hatte ihre Geschäfte flink besorgt und kehrte heiter und unbefangen zum Bruder zurück. Die Dienstherrschaft erlaubte ihr bereitwillig, den Rest des Tages dem Bruder zu widmen. Als sie nun allein mit dem Bruder war, ergriff sie traulich seine Hand, strich ihm mit der Linken das Haar von der noch immer unwölkten Stirne und plauderte mit herzlicher Arglosigkeit: „Du bist also fertig und wirst bald ein

Herr Pfarrer sein? Wie wird sich der Vater freuen. Aber was macht er denn, die Mutter und die Geschwister? Lassen sie mich denn nicht grüßen?"

„Doch, doch!" antwortete Heinrich zerstreut, und setzte halblaut hinzu: „Nein, es ist nicht möglich."

„Was hast Du denn, Heinrich?" fragte Marie verwundert. „Woran denkst Du?"

„Marie!" sagte Heinrich und ergriff ihre beiden Hände. „Sieh mir in die Augen!"

Sie sah ihn groß an. Das Blau ihrer Augen lag wie der offne Himmel vor ihm.

„Nein, nein!" sprach er. „Diese Augen können nicht lügen! Marie, man spricht in der Heimath schlimm von Dir. Man nennt Dich — aber es ist nicht möglich! Du bist noch brav und unschuldig; nicht wahr?"

„Kannst Du fragen?" versetzte Marie mit einem Ausdruck, der in Heinrichs Herzen alle Zweifel lösen mußte. „Ich habe schon früher gehört, daß es zu Hause böse Menschen gibt, die mich verleumden; aber was kann ich dafür? Ich bin mir nichts Böses bewußt!"

„Marie, man will Dich in einem Hause gesehen haben, dessen Schwelle das Mädchen entehrt, das sie betritt!" sagte Heinrich, die Schwester scharf ansehend. „Marie, bei dem Haupte unsres alten Vaters, der

sich die grauen Haare vor Gram ausrauft, sage mir die Wahrheit!"

Marie erröthete tief. „Ich habe keinen Schritt gethan, der mir Schande bringt;" entgegnete sie bestimmt. „Aber warte doch!" fuhr sie fort und legte wie sinnend die Hand an die Stirne. „In einem Hause, sagst Du?" und sprang auf, suchte in ihrem Koffer und brachte einen Brief zum Vorschein, den sie dem Bruder reichte. „Ich ging nach dem hier beschriebenen Hause," erzählte Marie, als Heinrich die Hand mit dem Briefe sinken ließ und die Schwester fragend anschaute, „weil ich's für Menschenpflicht hielt, dem Bastian zu helfen, wenn mir's möglich wäre; aber der Bastian kam nicht, sondern schickte dafür dies zweite Briefchen. In dem Hause kam mir wohl Manches seltsam vor, aber ich ahnte nicht —"

„Gib mir die beiden Briefe!" drängte Heinrich, steckte sie zu sich und ging, nachdem er der Schwester versprochen, wieder zu kommen, sobald sein Geschäft in der Stadt abgethan sei.

Als Heinrich zur Schwester zurückkehrte, strahlte sein Gesicht von einer freudigen Befriedigung. Er umarmte Marie, küßte sie, und bat: „Vergib mir, wenn ich einen Augenblick an Dir gezweifelt! Armes Kind, sie haben Dich ärger mißhandelt, als Du ahnst. Doch nun mußt Du mit mir in die Heimath, damit ich Dich dem Vater zeige und sage: Siehe, Dein Kind ist noch rein und gut!"

Mariens Dienstherrschaft willigte auf die dringenden Vorstellungen Heinrichs ein, ihr Urlaub zu einer Reise in die Heimath zu bewilligen. So sehr aber auch die Geschwister eilen mochten, ihr heimathliches Dorf zu erreichen, sie kamen doch zu spät. Der Gram hatte den alten Burkhard auf's Krankenbett niedergeworfen, von dem er nicht wieder erstand. Sein Auge war schon halb gebrochen, als Heinrich mit der Schwester an seinem Sterbelager sich weinend niederwarf; aber er verstand des Sohnes Erzählung von dem Truge, den man Marien gespielt, denn er streckte segnend die Hand auf ihr Haupt aus, und ein Freudenstrahl verklärte sein Gesicht. Nach einer halben Stunde war er eine Leiche.

Der Jammer der verwaisten Familie war entsetzlich. Marie saß mehre Tage in stummem Hinbrüten. Sie klagte sich als die wenn auch unschuldige Ursache von des Vaters Tode an, den sie die Strafe dafür nannte, daß sie in ihrem Herzen einer Liebe Raum gegeben, die ihre Bescheidenheit als eine verbotene betrachtete. Heinrich hatte noch nichts gethan, die Gerüchte über die Schwester öffentlich zu widerlegen; der Verlust des Vaters hatte alle anderen Gedanken in ihm zurückgedrängt. Erst als die Stunde von Mariens Abreise nahte, dachte er wieder an diese Pflicht. Marie hatte bisher das Haus noch nicht verlassen. Sie scheute die gaffenden Augen, noch mehr aber fürchtete sie, Gottfried zu begegnen. End-

lich bat sie den Bruder, sie nach dem Friedhofe zu begleiten, um Abschied zu nehmen von dem Grabe des Vaters.

Weinend sank sie nieder an dem frisch aufgeworfenen Hügel; der Bruder stand mit gefaltenen Händen daneben. Ihre ganze Seele schien in Thränen hinzuströmen. Sie sah und hörte nichts von der Außenwelt; sie flehte zum Geiste ihres dahin geschiedenen Vaters, ihr Schutzengel zu sein im schweren Kampfe mit dem Leben. So in Andacht versenkt, sah sie nicht, daß noch ein Zeuge gegenwärtig war, der sie mit scheuem Blick beobachtete. Es war Gottfried, in welchem durch Mariens Rückkehr und durch das Gerücht, der alte Burkhard habe sie gesegnet, neue Zweifel rege geworden waren, ob nicht Marie dennoch unschuldig sei. Des Mädchens Andacht hatte auch ihn ergriffen. Er näherte sich leicht und schüchtern Heinrich. Dieser reichte ihm ein Papier, das mit einem großen Siegel versehen war. Gottfried las, und je weiter er las, um so freudiger leuchtete sein Auge, und er ließ endlich das Papier sinken und schaute bald auf Heinrich, bald auf das noch bebende Mädchen. „Ja, ja, das hat der Bastian geschrieben und das Kriegsgericht bezeugt's," sprach er halblaut vor sich hin. „Die Margareth hat's also angestellt und mich unglücklich gemacht und die da zu Waisen!" Er kniete leise an Mariens Seite nieder, und als sie erschreckt zu ihm auffah, sagte er flehend: „Marie,

ich habe Dir sehr wehe gethan; aber sie hatten mich belogen und betrogen. Marie, vergib mir!"

„Kannst Du die Todten lebendig machen?" versetzte Marie eintönig. „Unsere Liebe war sündhaft, und d'rum ist mein Vater dran gestorben."

„Ich kann den Todten nicht aufwecken, aber ich kann ihn ersetzen!" antwortete Gottfried. „Du sollst meine Braut sein, oder sie sollen mich hier begraben; denn das schwör' ich Dir unter Gottes freiem Himmel, daß ich nie eine Andere heimführen will, als Dich! Marie, vergibst Du mir?"

Sie reichte ihm die Hand, die er an sein Herz drückte. Hand in Hand mit ihr trat er dann vor Heinrich und sprach: „Marie hat mir vergeben!"

„So hat auch der Todte vergeben und blickt segnend auf euch nieder!" entgegnete Heinrich, und legte seine Hand auf die Hände der Liebenden. —

Und als es wieder Sommer war und eine grüne Rasendecke den Grabhügel Burkhards überzog, da knieten wieder zwei Menschen daran, aber nicht weinend, sondern mit selig lächelndem Angesicht. Es war Gottfried und Marie, die heute vor'm Altar einen Bund für's Leben geschlossen hatten. Gottfried's Eltern hatten den Wünschen des einzigen Sohnes nachgegeben, als sie die ganze Wahrheit erfahren.

„Mir ist, als schwebe der Vater über uns, um unser Glück zu segnen!" sagte Marie nach einer Weile.

„Es wird auch gesegnet sein!“ antwortete Gottfried. „Wo die Liebe ist, da ist das Glück, und mir ist, als könne kein Mensch auf Erden lieben, wie ich Dich liebe.“

Aus Lessing's Jugendleben.

Die Sterne schimmerten goldenklar am dunklen Nachthimmel und die Glocke schlug eben die dritte Stunde, als ein Zug fröhlicher Studenten dem Auerbachskeller zu Leipzig entstieg und, lustige Lieder singend, durch die Straßen schritt. Einer der flotten Bursche nach dem Andern sonderte sich von der Masse ab, um das winzige Dachstübchen und darinnen das dürftige Lager zu suchen. So waren auch zwei Studenten in keineswegs nüchternem Zustande abseit gegangen und schritten Arm in Arm nicht ohne Wanken in ein enges, schmutziges Gäßchen, wo sie vor einem hohen, aber schmalen, unscheinbaren Hause stehn blieben.

„Verlaß mich heute nicht, Bruder Weiße,“ sagte der Eine der beiden Musensöhne. „Du siehst, daß mein Oberkörper schneller fort will als mein Pedal, und Du bist unter uns immer der Vernünftigste. Darum begleite mich erstens in meinen siebenten Himmel und zweitens begrüße mit mir die Morgensonne!

Denn nachdem wir aus Fausti Fasse getrunken, wäre es eine Profanation, die poetischen Folgen zu verschlafen!"

„Ich bleibe bei Dir, mein Junge!" antwortete Weiße. „Mag die alte Christine zanken. Freundschaft geht über Alles!"

„Mir fällt ein köstlicher Spaß ein, Brüderchen!" fuhr der Andere fort. „Es wäre ein Abenteuer mehr in dieser wunderlichen Nacht. Wie wäre es, wenn wir der hübschen Elise noch ein bescheidenes Ständchen brächten?"

„Zufrieden, Gotthold chen!" schlug Weiße lachend ein. „Heute muß ich Dir schon Deinen Willen thun!"

Und die Jünglinge gingen eine Strecke weiter, blieben einem reinlichen Hause gegenüber stehen, und Gotthold stimmte ein Lied an, welches Weiße mit einer ziemlich verstimmten Zither begleitete. Nicht lange dauerte es, als sich ein Fenster öffnete und ein Mädchenkopf sichtbar ward, der sich aber beim Anblick der zwei Männer sogleich zurückzog. „Elise," rief halblaut der Sänger, erhielt aber keine Antwort. Vergeblich zog er endlich wieder ab, seiner Behausung zu. Vom Freunde geführt, stieg er die schmalen, steilen Treppen hinan und trat in das enge Dachstübchen. Mütze und Schläger wurden in einen Winkel geworfen und die spärlich brennende Lampe angezündet.

Auf den ersten Blick war das Zimmerchen als

das zu erkennen, was es war, nämlich für eine Studentenwohnung. Flaschen und Gläser standen unordentlich durcheinander, Kleider, Bücher, Skripturen und Pfeifen lagen im genialen Chaos.

„Nimm Platz!" sagte Gotthold und schob dem Freunde den weniger gebrauchten Sessel hin; „ich erinnere mich noch einer Flasche edlen Johannisberger's, welcher würdig ist, uns die Zeit zu vertreiben, bis die Frau Sonne ihrem Bett entstiegen. Ich sehe alle Genien der Freude zu mir herniederschweben, und die Göttin der Phantasie umschlingt mich mit ihren Kränzen. Gaudeamus igitur!"

Der Wein perlte, die Gläser klangen, die Augen sprühten und die Zungen lös'ten sich mehr und mehr. Weiße sang sein begeistertes Lied:

„Ohne Lieb' und ohne Wein ꝛc."

und der Freund improvisirte Witzreime voll fröhlicher Weinlaune.

„Bist Du noch da, Bruder?" fragte Gotthold, sich die Augen reibend. Die Sonne stand schon hoch und warf freundliche Strahlen über das bunte Gewühl in des Studenten Dachstübchen.

„Freilich bin ich noch da, Siebenschläfer!" antwortete Weiße. „Aber stehe auf, Du versäumst sonst den schönen Morgen, und am Morgen lächelt uns Dame Poesie am gnädigsten. Aurora musis amica!"

Gotthold entwand sich vollends den Armen des Schlafes und schaute mit dem Freunde in das Glanzmeer der Sonne. Der Himmel war prächtig blau und die Vögel jubelten hoch in den Lüften. Da trat des Studenten Wirthschafterin herein und betrachtete kopfschüttelnd das Wirrsal. „Wenn das Seine werthgeschätzten Eltern wüßten, Herr Lessing!“ murmelte sie. „Gott, welche Unordnung! Die ganze Nacht geschwärmt! O, Jugend hat keine Tugend!“

„Freilich!“ rief Lessing, „und sie wird auch keine annehmen, allen Philistern zum Trotz!“ —

„Unrecht hat das Weibsgesicht nicht,“ fuhr er fort, als sie das Zimmer verlassen hatte; „ich fürchte, mein Weg ist nicht der beste, denn ich schäme mich oft vor mir selbst, wenn ich in das wüste Toben der Kommilitonen einstimme. Ich fühle, daß dies anders werden muß, aber wann? mögen die Götter wissen!“

„Was meinst Du, wenn wir ein wenig an unsern „Hannibal“ gingen?“ fragte Weiße. „Ich verspüre gerade die rechte Lust in mir, zu dichten. Wir sind fast mit zu Ende und die Neuberin will die Rollen einstudiren lassen.“

„Einverstanden!“ entgegnete Lessing und beide Jünglinge, schnell von der Ausschweifung zur Thätigkeit übergehend, setzten sich an das Schreibpult, Marivaux's Werk in zierliches Deutsch zu übertragen.

Es war ungefähr eine Stunde vor Eröffnung des Theaters. Lessing saß mit der Schauspieldirektorin Neuber in einer Garderobe und besprach sich mit ihr über Gegenstände der Kunst. Es war für heute „der junge Gelehrte" von Lessing und zum Schluß eine Hanswurstiade angekündigt, woran das damalige Theater wie an einem Krebsschaden litt.

„Ich kann Ihr nicht bergen, werthgeschätzte Frau Neuberin," sprach Lessing, „daß mir die heutige Zusammenstelluug mißfällt. — Harlekin mit meinem Werke! Wehe unserer deutschen Bühne, wenn sie sich nicht bald von diesem Unflate säubert. Die Dichter werden schweigen, so lange Hanswurst fortfährt, den Geschmack des Volkes zu verderben, und was wird die Folge sein? Unsere Bühne wird versinken in Schmutz! Aber wenn mir Gott Kraft schenkt, so will ich streben, diesem Unfuge zu steuern und die deutsche Schaubühne aus dem Staub zu ringen."

„Dasselbe will auch ich thun," antwortete die Neuberin. „Ich habe so meinen Plan. Vielleicht in Jahr und Tag sieht sich das Leipziger Publikum vergebens nach einem Hanswurst um."

„Gott segne Ihr Vorhaben!" entgegnete Lessing. „Ich weiß, daß Sie es gut mit der Kunst meint und das ist es, was mich so zu Ihr und Ihrer Anstalt hinzieht. Wahrlich, Sie wird noch Ihres Strebens Lohn finden. Nur wenige Männer, die begeistert sind für die dramatische Kunst und die im Busen

den Funken der Poesie fühlen, und man wird Geschmack an Ihren Werken finden. Leider ist das, was bis jetzt Deutschlands Dichter in der Art lieferten, noch nicht dazu geeignet!“

„Er mag Recht haben, Herr Lessing,“ erwiderte die Neuberin nachdenkend. „Auch mir gefallen die schleppenden Verse des hochgelehrten Gottsched nicht mehr. Gerade so, dünkt mich, wie Seine Stücke müßten die beschaffen sein, die die deutsche Bühne reformiren könnten.“

„Danke schönstens für das Kompliment!“ sprach Lessing lächelnd dagegen. „Uebrigens bin ich mir bewußt, Alles aufgeboten zu haben, was die Aufmerksamkeit des Publikums fesseln und den Geist bilden kann, und denke dies fernerhin nach besten Kräften zu thun!“

„Die Vorstellung muß sogleich beginnen,“ unterbrach die Neuberin, sich entschuldigend, das Gespräch. „Er wird es nicht übel nehmen und wünsche ich Seinem Stücke heut den gewohnten Triumph.“ —

Beide begaben sich auf die Bühne, wo die Neuberin mit bewundernswerther Umsicht das Ganze arrangirte. Lessing ward von allen Schauspielern vertraulich gegrüßt; vorzüglich war es der geniale Eckhof, der den jungen Dichter schätzte und auf freundschaftlichem Fuße mit ihm lebte.

„Freue Dich auf den Lorbeerkranz, der Dir heute

blüht,“ sagte Eckhof; „doch Du hast ihn ehrlich verdient!“

„Der Schauspieler nur gibt dem Werke des Dichters das wahre Leben,“ entgegnete der Jüngling bescheiden. „Der Dichter gab die Seele, der Mime muß sie mit einem Körper umschließen. Was der Dichter gefühlt und begeistert geahnt, das stellt dieser in schöner Harmonie vor sein leibliches und geistiges Auge.“

„Freundchen, dieser Meinung ist unser Professor Gottsched nicht,“ entgegnete Eckhof. „Er hält sich selbst für Alles und uns für Nichts. Das verdrießt uns. Hätte sein sterbender Cato wohl solche Anerkennung gefunden, wenn wir seinen steifen Versen nicht zu Hülfe gekommen wären?“

Eckhof wurde abgerufen und dadurch das Gespräch unterbrochen. Da sah Lessing einen geschminkten, festlich aufgeputzten Mädchenkopf schelmisch lachend hinter einer Koulisse hervorlugen, und sogleich war das ganze geführte Gespräch vergessen. Der junge Dichter sprang hinzu, umfaßte das schlanke Mädchen und drückte einen Kuß auf die frischen Lippen.

„Sachte, mein Freund,“ sagte die Schauspielerin, sich aus den Armen des ungestümen Liebhabers losmachend, „Du derangirst mir den ganzen mühsam zusammengesetzten Putz und dann, wenn es Einer unserer geschäftigen Bühnenkünstler gewahr würde! Nein, nein! So etwas mag zwar im stillen Stübchen oder

unter'm Schirme des dunkeln Nachthimmel hingehen, aber auf der Bühne darf keine Umarmung stattfinden, die nicht in der Rolle steht."

„Exempla snnt odiosa!" murmelte Lessing vor sich hin.

Das Mädchen kicherte: „Du glaubst es nicht? Nun, zum Glauben will ich Dich nicht zwingen, aber unter uns soll wenigstens so etwas nicht vorfallen."

„Ich sollte Dir zürnen, mein Herz," fuhr Lessing fort. „Ich trete mitten in der Nacht vor das Fenster der Jungfer, singe ihr ein zärtliches Lied, und was erhalte ich dafür? Nicht einmal ein Wort des Dankes und muß unverrichteter Sache wieder abtrollen."

„Es sei Dir eine Warnung," erwiderte das Mädchen. „Zu einem Stelldichein und Tête-à-tête muß man ohne Zeugen kommen. Uebrigens sangst Du so unsicher und Eure Zither war so mißgestimmt, daß ich wie billig eine Revolution in Deinem Kopfe vermuthete."

„Wir hatten dem Gotte Bacchus eine Libation dargebracht und im vollen Rausche der Begeisterung habe ich an Dich gedacht," sagte Lessing, „und das hast Du mir nicht Dank gewußt!"

„Morgen will ich vergelten!" antwortete die Schauspielerin; „heute wäre es zu viel von Dir gefordert, einem armen Dinge, wie ich bin, Gesellschaft zu leisten! Also morgen!"

„Wie Du willst, liebe Elise. — Guten Tag, lieber Brückner! Schon in dem Kostüm des jungen Gelehrten?“

Die Musik im Orchester begann, das Theater wurde geräumt, der Vorhang flog auf und die Vorstellung nahm ihren Anfang. Jede Scene wurde mit einem donnernden Applaus des Publikums begleitet. Aus hundert und aberhundert Studentenkehlen scholl ein Bravo nach dem andern. So endete der erste Aufzug, und Alle drängten sich glückwünschend um den jungen Dichter.

„Offerire Er mir mehr solche Stücke, und bald wird Hanswurst fallen;“ eiferte die Direktrice.

„Lessing lebe!“ replizirten die Umstehenden.

„Na, macht mich nicht eitel!“ sagte der Jüngling lächelnd. „Daß ich nicht unfehlbar bin, beweis't meine „alte Jungfer.“ Es ist nicht gut von der Sache reden. Ich hatte wohl die kleine Züchtigung verdient.“

„Publikus weiß nicht, was er will;“ antwortete Eckhof. „Was kümmern Dich auch wenige Böswillige?“

„Die Deinem Geiste nicht folgen können,“ fuhr ein anderer Schauspieler, Koch, fort.

„Ach, mein Grisander,“ erwiederte Lessing. „Ihr habt Alle trefflich gespielt, Kinder; Mademoiselle nicht zu vergessen,“ fuhr er fort, zu Elise gewendet, die die Augen nicht ohne geheimen Stolz auf dem Gefeierten ruhen ließ. Sie erröthete unter der Schminke und dankte mit einer Verbeugung.

Die Begeisterung des Publikums dauerte fort bis zum Ende des Stücks. Einige Stimmen, die sich durch Pfeifen nnd Zischen zu erkennen gaben, wurden durch den allgemeinen Jubel übertönt. Dem Rufe des Publikums, das ihn auf der Bühne sehen wollte, folgte der Dichter indessen uicht.

Diejenigen Schauspieler, die nicht in der nachfolgenden Harlekiniade beschäftigt waren, ließen es sich nicht nehmen, Lessing aus dem Theater zu begleiten. Auf der Straße fanden sie schon eine große Masse Studenten, die den Dichter in die Mitte nahmen und ihm ein jubelndes Vivat brachten. Wie im Triumphe ward er durch die Straßen Leipzigs und in ein bekanntes Weinhaus geführt, wo die Musensöhne bei den schäumenden Bechern Kunst, Wissenschaft und Poesie hoch leben ließen. —

Ein herrlicher Maimorgen lockte ins Freie. Die Bäume rauschten und wehten ihrer Blüthen Duft in den scherzenden Morgenwind, der ihre Blätter und Zweige fächelte. Thauperlen funkelten auf dem Smaragd des Grases und Laubes. Lerchen schmetterten und badeten die Flügel hoch oben im Aether. Ferne von der schwülen gedrückten Stadtluft ward die Brust frei und groß, die ganze Welt mit ihrer Freude, ihrem Reiz

und ihrer unendlichen Poesie in sich aufzunehmen. Der Geist nimmt da einen höheren Aufschwung, er streift das Irdische ab und entsteigt, ein buntfarbiger Schmetterling, das Sinnbild der Psyche, der Hülle. Da fühlt er wohl, daß die Pracht der schönen Gotteserde mit anderen, klarerern Augen betrachtet werden muß, und daß der schönste Himmel, den uns der Schöpfer bieten kann, eben — die Welt ist, da er selbst ganz Eins mit diesem Himmel und — dieser Welt. In der Natur wird die eigentliche Inkarnation der Gottheit gefunden; wo offenbart sie sich schöner, als im Frühling mit seiner Blumenpracht, im Herbst mit seiner überschwänglichen Poesie, im Menschen mit seinem Dichten und Trachten, selbst im Vogel mit seiner liederreichen Brust?

Fünf Jünglinge schritten des Wegs nach einem unfern Leipzig liegenden kleinen Gehölze dahin, in seltsamen abenteuerlichen Aufzuge. Zwei von ihnen, in altdeutschen Röcken, mit offener Brust und schwarzem Barett, trugen riesige Fechthandschuhe und an der Seite mächtige Klingen. Die übrigen waren zwar auch mit „Hiebern" bewaffnet, aber von weniger martialischem Ansehen.

Sie waren auf einem freien, von Gebüsch umschatteten Platz angekommen, der die Spur unzähliger Männertritte zeigte. Es war der Ort, wo die akademischen Bürger ihre Ehrensachen auszufechten pflegten, und zu diesem Zwecke waren auch die fünf Jüng-

linge gekommen. Schweigend betraten die zwei Kämpfer, unter denen wir Lessing wiedererkennen, die Mensur. Die Sekundanten nahmen ihren Platz ein; die Schläger kreuzten sich und alle Feinheiten der Fechtkunst wurden aufgeboten, den Gegner zu entwaffnen. Aber beide Fechter waren sich an Kraft und Gewandtheit gleich, und fast waren die bestimmten Gänge geendet, ohne daß der Kampf entschieden worden wäre.

„Sind wir nicht Narren, uns einer Nichtigkeit wegen hier abzuhetzen," sagte der Fünfte, der den Arzt vorstellte und sein Verbindezeug bereits in Bereitschaft gesetzt hatte, während einer Pause. „Ich denke, Ihr habt beide Genugthuung, denn Ihr steht Euch an Kräften gleich. Lessing, vergiß, was im Rausche gesagt wurde, und versöhne Dich mit Deinem Gegner!"

„Ich habe nichts dagegen!" sagte Lessing.

„Einverstanden!" rief der Andere, allen studentischen Brauch außer Acht lassend, und beider Waffen flogen auf die Erde.

„Wahrhaftig, wir waren Thoren!" lachte Lessing. „Ich glaube, wir sind für etwas Besseres geschaffen, als uns hier gegenseitig verbluten zu lassen. Der Teufel hole allen Zwist und Hader. Das Leben ist ja so kurz und so schön, warum es uns doch selbst zur Hölle machen! Die Vögel auf den Bäumen potten unserer kindischen Wuth und die Blumen und

Blätter nicken uns neckend zu, als wollten sie sagen: „Armes Menschenkind, wie klein bist Du doch, wo Du Dich am größten dünkst!" — „Dank Dir, Bruder," fuhr er zum Mediciner gewendet fort, „dank' Dir, daß Du uns zur Vernunft gebracht hast! — Kommt, im edlen Rebensaft den letzten Rest unseres Zwistes wegzuspülen. Vivat concordia!"

„Pereat invidia et inimicitia!" scholl es im Chorus.

Arm in Arm, unter fröhlichen Gesprächen zogen die Jünglinge von der Blutstätte ab.

Als sie die Stadt wieder erreicht hatten, schlugen sich mehre Freunde, unter denen der als Freigeist berüchtigte Christoph Mylius, die Gebrüder Heinrich und Johann Adam Schlegel und der als episch-komischer Dichter nicht unbekannte Zachariä, zu ihnen, und Alle beschlossen, den Tag in froher Gemeinschaft zuzubringen. Ernste und scherzhafte Vorlesungen und Disputationen wurden gehalten, die jüngsten Erzeugnisse der Muse zum Besten gegeben und kritisirt. Dabei herrschte Freude und Frohsinn. Der Wein ward nicht vergessen. Neben den alten Dichterheroen der Vorzeit wurde mancher Schönen Leipzigs ein jubelndes Vivat gebracht, und die weichen jonischen Laute Anakreon's wechselten mit deutschen, vaterländischen Trink- und Kernsprüchen.

„Der Teufel hole Alle, die das Leben und die Liebe hassen!" rief Mylius. „Die Freude ist unser

Gott, die Erde unser Himmel und die Thorheit der Philister unsre Hölle!"

„Ei, das ist gottlos, lieber Freund!" sagte Weiße. „Du meinst es zwar so böse nicht, aber die Welt richtet nur zu gerne nach dem Schein und verschreit Dich als einen Gottesläugner und Lästerer."

„Was frag' ich nach dem Urtheil der Welt!" entgegnete der Freigeist. „Ich bete meinen Gott an, wie es mir recht und vernunftgemäß dünkt, und lache die Thoren aus, die sich die Kniee wundreiben vor ihrem gestrengen Herrn und Gebieter droben im Himmel!"

„Frevel über Frevel!" stöhnte ein Mann von schlichtem, unansehnlichem Aeußeren, der von den Studenten unbemerkt in's Zimmer getreten war und mit offenen Augen in das lustige Treiben starrte.

„Du bist doch auch keiner von den strenggläubigen Pedanten, lieber Lessing," wandte sich Mylius zu diesem. „Sage, was meinst Du dazu?"

„Jeder trägt seinen Gott in der eigenen Brust," entgegnete der junge Dichter. „Wer stets der guten Stimme folgt, die aus seinem Herzen spricht, braucht keinen andern Gott zu fürchten."

„Bravo! Das heißt sich trefflich aus der Schlinge ziehen," lachte Mylius. „Es lebe die Freude und das Leben!"

„Mit Verlaub, meine Herren," sagte der Eingetretene, den wir Berndorf nennen wollen. „Ich

möchte mit Ihrer Erlaubniß ein Wörtchen zu Ihm sprechen, Herr Lessing. Ich kenne Seine braven Eltern zu Kamenz sehr gut und bin ihnen zu freundschaftlich verbunden, als daß ich Sein Leben und Treiben ruhig mit ansehen sollte. Sie würden sich zu Tode grämen, erführen sie, wie ihr Sohn, die Hoffnung ihres Alters, seinen Gott abgeschworen hat und statt die Kollegia zu frequentiren, leichtsinnig Zeit und Geld verschwendet und sich böse Streiche erlaubt, die —"

„Wer bist Du, gemeine Philisterseele!" fuhr Mylius auf und packte den Erschrockenen am Kragen. „Was hat Er hier zu thun, wo wir sind, armseliger Schächer! Pfui über Euch, die Ihr im Kothe der Gemeinheit wühlt und das verketzert, was Eure Plattköpfe nicht fassen!"

„Hinaus mit ihm!" scholl es ringsum. „Er hat uns gelästert. Gebt ihm die Bastonade!"

Berndorf's Protestiren half nichts; die aufgeregten Studenten hatten ihn umringt und würden ihn ohne Zweifel gemißhandelt haben, wäre Lessing nicht dazwischen getreten und hätte die Brüder besänftigt.

„Ruhig, meine Freunde," sprach er; „der Wicht ist zu unbedeutend, als daß er uns in der Freude stören sollte." Und zu Berndorf sagte er: „Ich dank' Ihm für die Lektion, doch jetzt geh' Er und bitt' Er Gott, daß Er mir so nicht wieder unter die Faust kommt. Nicht alle Tage bin ich in so großmüthiger Laune."

Berndorf beeilte sich zu entkommen, und der Chorus der lachenden Musenjünger scholl ihm nach. —

Ein Lakai trat in Lessing's Zimmer und beschied den Jüngling zum Professor Gottsched. Erwartungsvoll begab er sich nach des Professors Wohnung und trat in sein Studirzimmer, nicht ohne ein ironisches Gefühl über die pedantische Ordnung, die sich hier kund gab. Der Professor rauchte seine Morgenpfeife und empfing den Eingetretenen steif und gemessen.

„Beliebe Er Platz zu nehmen und deute Er nicht übel, weßwegen ich Ihn habe rufen lassen," begann er. „Ich habe Seine neue Comoediam gesehen, die Er vor einigen Tagen der Neuberin hat produziren lassen, und ich will Ihm nicht verhalten, daß mich sothanes Werk sehr interessiret und affectioniret hat, obgleich daran, als einem Jugendprodukte, manches auszusetzen sein möchte. Gott hat Ihm ein schönes Pfund geschenkt, so soll Er aber auch haushälterisch mit Seinen Gaben umgehen und so lange als möglich davon zehren. Deshalb zügele Er Seine Phantasie und Seine Laune in künftigen Produktionen mehr, als Er bisher gethan, und Er wird in Seinen späteren Jahren den Nutzen davon wahrnehmen. Die Kunst soll nicht die ungebändigte Kraft schauen lassen, sondern sie veredeln und in verfeinerten Gestalten dem Auge der Seele vorführen. Deshalb wird Er wohlthun, Sein poetisches Gefühl zu läutern, ehe Er sich an Produktionen wagt, wie Er bereits gethan. Ich meine es gut mit

Ihm, und die Richtigkeit meiner Ansicht wird Er dereinst einsehen lernen. Studire Er fleißig die Vorbilder in unserer deutschen Literatur, jedoch mit Auswahl, und dünke Er sich in jugendlicher Verblendung nicht besser."

„Ich ehre jeden Versuch, das deutsche Theater in den Rang unserer Nachbarbühnen zu erheben," antwortete Lessing, „und achte all' die Männer hoch, die solchen Versuch wagen. Aber nicht sklavische Nachahmung, pedantischer Zwang und trockene Gelehrsamkeit scheinen mir geschickt, eine Reform zu bewirken. Der Zuschauer will im Innersten seiner Seele erwärmt sein, wenn er Geschmack an den Werken des deutschen Genius finden soll, und erwärmen kann nur ein übersprudelnder Dichtergeist. Die rohe Kraft, wie Sie sich, Herr Professor, auszudrücken belieben, fesselt mehr, als die klappernde, prunkende Rhetorik kraftloser Schulweisheit. Ich will nicht entscheiden, in welche Kategorie meine Dramen zu setzen sind, die Stimme des Volkes muß darüber richten, denn Vox populi vox dei! Aber dessen bin ich mir bewußt, daß mein Wollen redlich war und daß ich den Beruf in mir fühlte, auf dem Felde zu wirken, daß Sie selbst so rühmlich betraten!"

„Alles recht gut," versetzte Gottsched, durch die letzten Worte geschmeichelt; „ich verkenne Sein Talent nicht und bin stolz darauf, daß ein solches aus unserer Hochschule hervorgegangen ist. — — Was ich

Ihm noch bemerken wollte! Es ist mir bekannt geworden, daß Er sich mancher Handlung schuldig gemacht hat, die sich mit der Moralität nicht vereinbaren lassen wollen. Ich will Ihn deshalb freundschaftlich gewarnt haben. Wahre Er Seinen Leumund."

„Wessen klagt man mich an?" fragte Lessing betroffen.

„Er soll die Grenzen der Mäßigkeit oft überschreiten," antwortete Gottsched, „und dann Excesse begehen, die höchst ordnungswidrig sind. Auch tadelt man an Ihm das zu vertrauliche Verhältniß zu den Schauspielern der hiesigen Bühne, Seinen beständigen Aufenthalt hinter den Koulissen ungerechnet."

„Soll ich Rechenschaft geben für jeden fröhlichen Tag, den ich mit meinen Freunden verlebe?" vertheidigte sich der Jüngling. „Und wer zeiht mich eines Fehlers, den ich mir habe zu Schulden kommen lassen? — Was soll ich antworten gegen den zweiten Punkt der Anklage? Ich habe auf der Bühne Menschen gefunden, die es redlich meinen mit der Kunst, Menschen, die in der Gesellschaft hoch stehen würden, ging es nach Verdienst und Recht und nicht nach Laune und Vorurtheil. Jeder soll die Tiefen und Regeln seines Berufes gründlich studiren; warum soll ich das Wesen und Treiben des Theaters nicht kennen lernen, der ich für das Theater wirken will? Finden Sie doch selbst die Neuberin Ihres Umganges würdig."

„Seine Gründe lassen sich hören," versetzte Gottsched. „So entlasse ich Ihn denn mit der väterlichen Warnung, stets so zu handeln, wie es sich für einen soliden akademischen Bürger geziemt."

Lessing empfahl sich und ging, zufrieden mit sich selbst, nach Hause. „Ein armer, unbeholfener Student hat Dich aus dem Felde geschlagen, hochgelahrter Professor!" sprach er vergnügt vor sich hin.

Ein junger Mann schritt im Schutze der Nacht dem Hause zu, welches wir oben als Elisen's Wohnung bezeichnet haben. Es war Lessing. Da däuchte es ihm, als schlüpfe eine dunkle Gestalt aus der Hausthüre und verschwinde im Dunkel der engen Straße. Dies fiel ihm auf, denn die Liebe sucht Argwohn in den gewöhnlichsten und natürlichsten Dingen. Er fühlte etwas von Eifersucht in sich, und doch versuchte er sich selbst über diese Unruhe zu verspotten. Er fand die Hausthüre offen und stieg, die Geliebte zu überraschen, behutsam die steile Treppe hinan. Er fand sich auf dem gewohnten Wege leicht zurecht, und in der nächsten Minute stand er in Elisen's Gemach. Die Schauspielerin war im leichtesten Negligé, ein dünnes Gewand verhehlte nicht die edlen Formen des reizenden Wuchses. Das dunkle Haar hing so unordentlich um die Schläfe, das Gesicht glühte und der

Busen hob und senkte sich stürmisch unter der leichten Hülle. Nicht ohne Befangenheit grüßte Elise den Besucher und zog ihn mit sich auf den Divan, wo sie den linken Arm um ihn schlang, während sie mit der Rechten ihm die Stirne zu glätten suchte, indem sie ihm einen Kuß auf die Lippen drückte.

„Warum heute so ernst und so finster, mein lieber Freund?“ fragte Elise, ihre Befangenheit unter der Maske der Munterkeit verbergend. „Ein schöner Liebhaber, der mit Wolken auf der Stirne zur Geliebten kommt! Noch nicht einen einzigen Kuß hast Du mir gegeben.“

„Liebst Du mich wirklich?“ antwortete der Jüngling.

„Welche Frage?“ versetzte das Mädchen. „Siehe, dafür sollte ich Dich strafen und Dich so lange schmachten lassen, bis Du reuig zu meinen Füßen lägest, Du Undankbarer! Aber nein, ich will Großmuth üben, und so sage ich Dir nichts als: Ich liebe Dich!“

„Wer Euch Weibern vertrauen könnte,“ seufzte Lessing. „Aber Ihr seid veränderlich wie Aprilwetter.“

„Eifersucht, mein lieber Freund?“ lachte Elise. „Ei, das ist ja eine ganz unvermuthete poetische Leidenschaft bei Dir! Nun bist Du mir noch um Eins so werth!“

„Wie Du nur darüber scherzen magst?“ grollte Lessing.

„Ich scherze nie!“ versetzte Elise. „Doch warum streiten? Das Leben ist so kurz und die Stunden, die uns vergönnt sind, noch kürzer. Leben und lieben!“

Die Stunden entschwanden unter traulichem Plaudern und Kosen. Es war der Schauspielerin gelungen, die Wolken auf des Freundes Stirne zu zerstreuen. Sein vom Froste des Argwohnes erstarrendes Herz hatte sich an der Gluth ihrer Leidenschaft entzündet; er lag in den Netzen der Zauberin, die seine Seele ganz aufgelös't in Liebe und Entzücken. Er glich dem irrenden Ritter, der vom Arm der Sirene umfangen, sein Blut und Leben ausströmt im glühenden Kusse. —

„Der Morgen tagt,“ rief endlich Elise, sich der Umarmung des Jünglings entwindend. „Es ist Zeit, daß Du von hinnen gehst, willst Du meinem Rufe nicht schaden. Wir Armen müssen ja ohnedies den Argwohn der Welt ertragen. Man traut uns keine Tugend, keine Ehre zu. Darum bitte ich Dich, bewahre unser Geheimniß!“

Lessing erwachte aus dem Taumel der Leidenschaft und schickte sich zum Gehen. Da gewahrte er auf ihrem Toilettentische ein zusammengefaltetes Blatt. Der kaum beschworene Dämon der Eifersucht regte sich wieder in des Jünglings Brust, und schnell, von Elise unbemerkt, wußte er sich das verrätherische Blatt zuzueignen. So verließ er das Haus, kam fast athemlos in seiner Wohnung an und verschlang beim mat-

ten Schimmer einer Lampe gierig den Inhalt des Blattes. Es war von einer unbeholfenen Hand geschrieben und enthielt folgende Zeilen:

„Dreimal habe ich Sie nun umsonst aufgesucht, liebe Mademoiselle. Was soll das heißen? Gut für Sie, wenn mein Argwohn falsch ist. Nochmals werde ich mich heute bei Dir einfinden, liebe Elise; laß mich nicht vergeblich gehen, wenn Du nicht das Schlimmste besorgen willst." B.

„Also doch!" knirschte Lessing und zerknitterte den verhaßten Brief. „O Schlange, so falsch als schön!"

Die Brust voll Unruhe durchwachte er den Rest der Nacht.

Die Vorstellung des „Hannibal" von Marivaux, übersetzt von Lessing und Weiße, hatte begonnen. Kohlhardt, einer der vortrefflichsten Schauspieler seiner Zeit, spielte den karthagischen Helden mit gewohnter Meisterschaft. Lessing besuchte mit seinem Freund Weiße zwischen dem zweiten und dritten Akte die Bühne, wie er es auch sonst zu thun pflegte. Da hörte er neben sich das Rauschen eines seidenen Gewandes und Töne, die ihn an die schönsten seiner Schäferstunden erinnerten. Neugierig, wer hier ein so zärtliches Tête-à-tête halte, blieb er lauschend stehen und horchte dem leisen Liebesgeflüster. Eine männliche Stimme forderte ungestüm und drohend, dagegen eine

weibliche zagend abwehrte und den stürmischen Liebhaber auf eine andere Stunde beschied. Mit Entsetzen erkannte Lessing die Stimme seiner Geliebten. Seine Faust ballte sich, sein Blut kochte. Wüthend trat er näher und rief mit zorngedämpfter Stimme: „Ha, Elende, habe ich Dich endlich entlarvt? Ich wünsche Dir viel Glück in den Armen Deines neuen Buhlen. Dir aber, sauberer Gesell, hätte ich nicht übel Lust, eine Lehre auf die Stirne zu schreiben, die Du als ewige Reue tragen solltest!"

Seine Hand packte den Nebenbuhler. Das Mädchen schrie laut auf und floh. In demselben Augenblicke öffnete sich eine Thüre, ein Lichtstrahl fiel auf die beiden Männer und Lessing erkannte — Berndorf.

„Einem solchen philistermäßigen Gaunergesichte hat sie mich also geopfert, die Falsche!" knirschte der Jüngling.

„Ha, ich warnte Dich, nicht mehr unter meine Faust zu kommen. Verflucht seist Du, alter Sünder, den ich zertreten will unter meinem Fuß!"

Und trotz der freundschaftlichen Ermahnungen Weiße's packte Lessing den bebenden Sünder bei der Brust, warf ihn zu Boden und schleuderte ihn mit einem Fußtritte von sich. Der Gemißhandelte stöhnte in ohnmächtiger Wuth!

„Ich muß hinaus, mein Freund!" sprach der Jüngling. „Vielleicht wird mir wohler unter'm dunklen Nachthimmel, im kühlen Abendwinde! Die Gluth verzehrt mich! Mein Kopf würde zerspringen unter'm

Dache dieses Hauses. — Betrogen, schändlich betrogen von einer Buhlerin! Ha, und ich wähnte sie so treu! Ich liebte sie, die Schändliche! Was bist Du, weibliche Tugend, wenn Gottes schönste Geschöpfe Dich mit Füßen treten. Streicht denn der Gifthauch der Bühne unerbittlich den Blüthenstaub von der zarten Blume: Zucht und Scham?"

So stürmte er in die Nacht hinaus, unbekümmert um das Schicksal des eben aufgeführten Stückes.

„Dies ist das Kloset des Herrn Studiosen," sprach Lessing's Hauswirthin zu Berndorf, indem sie ihm in des Jünglings Abwesenheit sein Stübchen zeigte. „Bescheiden aber freundlich. Wenn der Herr dem Herrn Lessing nach Kamenz über des Sohnes Treiben schreibt, so kann er mit einfließen lassen, daß ich es ihm an nichts fehlen lasse und es wahrhaft aufrichtig mit ihm meine. Ich halte immer Ordnung hier, allein es nutzt freilich nicht viel, wie es bei jungen Leuten herzugehen pflegt."

„Der Herr Studiosus kommt wohl immer sehr spät in der Nacht nach Hause?" forschte Berndorf. „Bringt auch zuweilen lustige Gesellschaft mit?"

„Jugend hat nicht Tugend!" versetzte die Frau. „Es mag freilich oft lustig genug hergehen. Na, mit den Jahren kommt der Verstand. Der Herr

Lessing ist ein kreuzbraver junger Mann, hat vortreffliche Erziehung gehabt und besitzt schöne Kenntnisse, aber die böse Gesellschaft, die verdirbt ihn. Ich habe es oft gesagt, er soll nicht mit Komödianten und andern Hungerleidern so vertraut umgehen."

„Daß er seine Freunde schlecht zu wählen weiß, ist leider nur zu wahr," antwortete Berndorf. „Mit Gottesleugnern und Unchristen ist er im Bunde."

„Gott sei uns gnädig und führe ihn auf den rechten Weg zurück," seufzte die Frau sich bekreuzend.

„Was hat er denn da für Skripturen liegen," sagte Berndorf, nach einem Hefte greifend. „Minna von Barnhelm, Plan eines militairischen Schauspiels!" — „Ach, wieder eine gottlose Komödie! O Jugend, Jugend, wie bist Du verdorben!"

„Kommt, werther Herr! Er muß bald nach Hause kommen und würde es übel nehmen, fände er uns hier."

„Ja, Sie hat Recht," entgegnete Berndorf hastig. „Er darf durchaus nicht wissen, daß ich hier war. Hört Sie? Ich werde Ihrer ehrenvolle Erwähnung thun." —

Kurze Zeit darauf erhielt Lessing einen Brief von seinen Eltern, worin sie ihn nach Hause zurückberiefen und ihm zugleich heftige Vorwürfe über seine Aufführung machten.

„Trotz meiner und Deiner Mutter wohlgemeinten Ermahnungen, bist Du, wie ich aus sicherer Quelle vernommen, vom Wege des Guten gewichen und hast Gemeinschaft gemacht mit lüderlichen Gesellen. Statt Dich einem fleißigen Studium zu ergeben, besuchst Du Wirthshäuser und das verdammliche Komödienspiel, unterhältst Liebschaften mit leichtfertigen Dirnen und gehst mit Komödianten, den Verderbern aller guten Sitten um. Um Dich aus diesen Netzen, die Dich über kurz oder lang in den Abgrund des Verderbens ziehen müssen, zu reißen, gebieten wir Dir, ungesäumt Leipzig zu verlassen und nach Kamenz zurückzukehren.“

„Wer hat mir das gethan,“ knirschte Lessing; „welcher Elende verläumdete mich bei meinen braven, leichtgläubigen Eltern; — doch vielleicht ist es besser so. Fort von hier, wo ich so schrecklich betrogen ward. Möge Dir nicht vergolten werden, was Du an mir verbrochen, heuchlerische Sirene!“

Ohne Elise wiederzusehen, von den Glückwünschen seiner Freunde begleitet, verließ Lessing Leipzig.

Ende.

Inhalt.

Druck von Oswald Kollmann in Leipzig.